

Band 1247

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Druiden-Maske

Band 1247 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €





GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1247

Die Druiden-Maske

»Es sind wirklich zwei außergewöhnliche Särge, Madame.«

»Ja, da haben Sie Recht!«

Der Sargmacher lächelte.

»Es war mir eine besondere Ehre, sie herzustellen. Und sie sind auch nicht gerade billig.«

»Keine Sorge, Monsieur, ich werde Sie bezahlen!«

Nach diesen Worten zog die Frau eine Pistole.

Eiskalt schoss sie dem Mann zweimal in den Kopf!

Godwin de Salier, der neue Templer-Führer, lächelte mich an. Etwas wehmütig, wie mir es vorkam. Es lag ein Hauch von Abschied darin und Abschied wollten wir voneinander nehmen, denn ich musste zurück nach London, und er wieder in den Ort Alet-les-Bains, in dem sich das Kloster der Templer befand.

Wir hatten einiges hinter uns. Aber wir hatten einen Sieg errungen und den Blutsee und auch den Blutbach eintrocknen können. Das war verdammt hart gewesen, und wir konnten zunächst mal davon ausgehen, dass es keine Menschen mehr gab, die das Blut des Satans in sich hatten und nach den Regeln der Hölle leben wollten. In einer Grotte waren sie letztendlich im Blutsee auf furchtbare Art und Weise bestraft worden. Der große Rest der Satansdiener, denn weiter oben in den Pyrenäen, in einer verlassenen Bahnstation lagen ebenfalls vier Tote. Drei davon waren die Satansdiener, einer ein normaler Mensch. Es war der Bruder eines Schmugglers gewesen, der Godwin geholfen hatte. Leider hatte auch der Zweite, Jorge, das Grauen nicht überstanden. Er war innerhalb des Blutsees ums Leben gekommen.

Um die Leichen würde sich der Templer kümmern, wenn es das Wetter zuließ. Er würde sich mit den Behörden kurzschießen, aber im Moment stand das Wetter nicht eben auf unserer Seite. Es hatte sich gegen uns verschworen. Das war ein Winter, wie ich ihn mir nicht wünschte, aber auch anderen Menschen nicht.

Wir waren auf dem Weg nach Toulouse gewesen. Dort wollten Suko und ich die Maschine nach Paris besteigen, um dann weiter nach London zu fliegen

Das konnten wir vergessen, denn die starken Schneefälle hatten ein Weiterkommen so gut wie unmöglich gemacht. Die Straßen waren zu. Wir kamen mit dem Wagen nicht weiter. So mussten wir auf die zweite Möglichkeit zurückgreifen und mit dem Zug fahren. Das war unsere einzige Chance, Toulouse zu

erreichen.

Mit dem Fahrzeug hatten wir uns bis zum Bahnhof von Quillan durchgekämpft. Dann ging nichts mehr. Der Schnee war einfach zu hoch, und es würde auch dauern, bis Räumfahrzeuge die Straßen und Wege frei schaufelten. So lange wollten wir nicht warten und hatten uns deshalb für den Zug entschieden.

Jetzt saßen wir im Bahnhof zusammen. In einer kleinen Gaststätte, in der es bullig warm war und Wandleuchten einen gelblichen Schein verbreiteten. Hin und wieder fegte ein kalter Windstoß durch den Raum, wenn jemand die Tür öffnete, um einzutreten. Dann brachte der Wind auch oft genug einen Flockenwirbel mit, der ansonsten über den Bahnsteig hinwegfegte.

»Du solltest zurückfahren, Godwin. Es ist besser. Das Schneegestöber kann noch stärker werden.«

»Ach, das schaffe ich schon.« Er lachte und schüttelte den Kopf mit dem blonden Haar. »Was sind schon meine Probleme gegen das, was hinter uns liegt? Ich verdanke dir mein Leben, John.«

»Hast du dein Schwert zurück?« Ich stellte bewusst die Frage, um ihn von dem anderen Thema abzulenken.

»Ja, das habe ich. Und meine Waffe auch.« Er zwinkerte mir zu. »Ich bleibe trotzdem dabei. Du hast mir das Leben gerettet, John.«

»Sieh es als deine Feuertaufe an. Jetzt, wo es den Abbe nicht mehr gibt.«

Seine Miene verdüsterte sich. »Das stimmt. Aber glaube mir, John, ich wollte, er würde noch leben. Ich hätte gern auf seine Nachfolge verzichtet.«

»Das glaube ich dir sogar.«

»Aber so habe ich erleben müssen, was es heißt, an der Spitze zu stehen.« Er schaute sekundenlang ins Leere. »Und Blochs Mörder gibt es noch immer. Wir haben den verdammten

Grusel-Star van Akkeren nicht fassen können. Es ist ein Wahnsinn, und es macht mich verrückt. Er hat dem Abbe das Genick gebrochen. Einfach so. Glaubst du, dass ich darüber noch immer nicht hinweg bin?«

»Ich auch nicht. Aber ich versichere dir, irgendwann bekommen wir ihn. Das glaube mir mal.«

»Ja, kann sein. Nur haben wir es bisher noch nicht geschafft, seine Pläne zu stören, und das macht mich so sauer. Er kann tun und lassen, was er will. Schrecklich ist das.«

»Er wird irgendwann herauskommen. Er muss aber noch etwas finden, um seine Rolle ausfüllen zu können.«

De Salier hob die Brauen. »Und was ist das? Was ist sein Ziel?«

»Die Führung der Templer. Großmeister. Dreiundzwanzig von ihnen hat es gegeben. Er will der vierundzwanzigste Großmeister sein: und das im Namen des Baphomet.«

»Du sagst das so leicht, John.«

»Ich stelle nur Tatsachen fest.«

»Das glaube ich dir auch. Aber kannst du dir vorstellen, wie es in mir aussieht? Wenn ich daran denke, was passieren kann, dann wird mir ganz anders zu Mute. Ich will mich nicht in der Tradition der mächtigen Großmeister sehen, aber irgendwie stehe ich schon in dieser Tradition und da ist es wirklich nicht gut, wenn ich mir darum Gedanken machen muss. So sehe ich das.«

»Du hast ja Recht, Godwin. Beinahe wäre es uns auch gelungen, ihn zu fassen, aber er war letztendlich schneller. Ich weiß auch, dass er bestimmte Knochen, eine bestimmte Reliquie, finden will und muss, um an die hohe Stelle zu gelangen. Dass er uns bisher noch relativ in Ruhe gelassen hat, hängt damit zusammen, dass er sie noch nicht gefunden hat. So sehe ich die Dinge.«

»Kann sein. Aber ist das eine Hoffnung? Auch für das neue Jahr?«

»Man kann es so nennen.«

»Du bist und bleibst der unverbesserliche Optimist. Dann glaubst du daran, dass du ihn im neuen Jahr stellen wirst?«

»Wir werden sehen. Jedenfalls haben wir die Blutgrotte überstanden. Sieh das ruhig als einen gewissen Jahresabschluss an.«

So optimistisch war de Salier nicht. »Moment mal, John, das Jahr ist noch nicht zu Ende. Wenn mich nicht alles täuscht, haben wir Weihnachten.«

»Richtig.« Ich schaute durch das Fenster. Vor dem Bahnhof stand ein großer Tannenbaum. Der war nicht mehr zu sehen, weil der Flockenwirbel einfach zu dicht vom Himmel fiel. Dass ich Weihnachten zusammen mit Suko hier in Südfrankreich verbringen würde, hätte ich mir auch nicht träumen lassen. Egal. Hauptsache wir lebten. Shao, Sukos Partnerin, hatte dafür auch Verständnis. Suko hatte mit ihr telefoniert. Sie konnte zu den Conollys ebenso gehen wie zu Jane und Lady Sarah. Nur hätte sie es lieber gesehen, den Partner an ihrer Seite zu haben. Aber das Schicksal hatte mal wieder die Weichen anders gestellt, wie so oft im Leben.

Suko saß nicht bei uns am Tisch. Er war losgezogen, um etwas Warmes zu holen. Es gab da im Bahnhof eine Kaffeebude. Sicherlich war der Ansturm der Reisenden so groß, dass sich eine lange Warteschlange gebildet hatte.

Der Zug war schon eingefahren, aber er fuhr noch nicht ab. Die Stimme aus den Lautsprechern hatte von einer Verspätung von ungefähr einer Stunde gesprochen und darauf richtete man sich eben ein. Es konnte aber auch noch länger dauern.

Ich war Fatalist geworden. Gegen die Mächte der Natur ist der Mensch eben machtlos. Trotz Hightech. Immer wieder werden den Menschen die Grenzen aufgezeigt und das war auch nicht schlimm. So wurden viele wieder auf den Teppich zurückgeholt.

Wieder wurde die Tür geöffnet. Abermals fegte der Wind in

das kleine Lokal und diesmal erschien Suko, der tatsächlich drei Becher mit Kaffee ergattert hatte.

Um uns herum ebbte das Stimmengewirr nie ab. Die Menschen redeten, schauten dabei immer wieder auf ihre Uhren. Schüttelten die Köpfe. Einige von ihnen fluchten. Andere wiederum nahmen die Warterei sehr gelassen hin und schauten stoisch ins Leere.

Kinder, die mitreisten, erstickten fast an der Langeweile, was auch verständlich war. Immer wieder fragten sie, wann es endlich losgehen würde, aber eine genaue Antwort konnte ihnen niemand geben. So kam es auf das Geschick der Eltern an, sie zu beruhigen, was nicht immer leicht war.

Suko trat an unseren Tisch heran und stellte die drei Becher ab. Er lächelte. »Manchmal möchte man sich unsichtbar machen, aber das gelingt nicht immer.«

»War die Schlange so lang?«

Suko setzte sich. »Noch länger. Godwin. Die Leute sind wegen der Verspätung sauer.«

»Hast du erfahren, warum wir nicht weiterkommen?« Ich entfernte den Deckel des Bechers und schaute in den Dampf.

»Habe ich. Oder auch nicht.« Er hob die Schultern. »Ihr wisst ja, wie das mit den Gerüchten ist. Man redet viel, aber nichts Konkretes. Es scheint um die Strecke zu gehen, die vor uns liegt. Da müssten einige Schienen wohl eingeschneit sein und erst freigeräumt werden. Es kann aber auch am Schneebruch liegen. So genau weiß ich das nicht. Wie dem auch sei, es gibt noch keine genaue Uhrzeit, wann wir starten können.«

»Das ist Pech«, kommentierte de Salier.

»Aber nicht für dich«, sagte ich. »Du solltest dich in den Wagen setzen und zurückfahren. Es ist ein ganz schönes Stück bis Alet-les-Bains. Im Sommer kein Thema, aber jetzt schon.«

»Erst trinke ich den Kaffee.«

»Der sei dir gegönnt.«

Auch Suko und ich tranken. Der Kaffee war heiß und recht

bitter, aber irgendwie tat es auch gut ihn trinken zu können. Wir schwiegen, genossen den Kaffee und hingen unseren Gedanken nach. Ich dachte an das abgelaufene Jahr, dass wirklich ein Horror-Jahr gewesen war. Einschneidend war für mich das Comeback des Grunsel-Stars gewesen, und bisher hatten wir noch nicht herausgefunden, wie er seine Pläne in die Tat umsetzen wollte. Aber wir waren auf der Hut und dazu zählte ich auch die Templer von Alet-les-Bain

Es war Mittag, aber draußen sah es aus wie zu Zeiten der Dämmerung. Der Flockenteppich hatte eine graue Farbe erhalten, und er schien nicht zu stoppen zu sein.

Manchmal, wenn der Wind zu einer Böe auffrischte, hatten wir klare Sicht und erkannten auch den hohen Weihnachtsbaum vor dem Bahnhof. Dass der Sturm ihn noch nicht umgekippt hatte, erschien mir wie ein kleines Wunder.

Der Templer schaute auf seine Uhr. Zugleich runzelte er die Stirn.

»Du solltest starten«, schlug ich ihm vor.

»Ja, das werde ich auch.«

»Sehr gut. Dann bringen wir dich noch bis zum Wagen.«

»Warum? Ihr ... ich meine, dort draußen ist es fast eingeschneit. Bleibt hier und ...«

»Sind wir aus Zucker?«, fragte Suko.

»Das nicht.«

»Eben.«

Wir zogen die dicken Lederjacken an, schlängten die Schals um die Hälse und setzten die Kappen aus weichem Fliesstoff auf, die wir uns noch gekauft hatten. Sie waren mit Ohrenklappen ausgestattet, die gegen den eisigen Wind schützten.

Der Weg führte uns vorbei an den Reisenden, die in unterschiedlichen Haltungen und auch mit verschiedenen Gesichtsausdrücken auf ihren Stühlen saßen. Manche wirkten gespannt wie Läufer vor dem Start. Einige schauten einfach nur ins Leere. Andere wiederum schliefen und es gab auch welche,

die ihr Gepäck als Sitzplätze ausgesucht hatten und sich in ihr Schicksal ergeben hatten.

Es gab zwei Ausgänge. Wir nahmen nicht den zu den Gleisen. Die Tür schwachte hinter uns zu und sofort gerieten wir in die andere Umgebung, in der es nur einen Herr gab.

Das war der Schnee!

Flocken, wohin wir auch blickten. Sie tanzten, sie wirbelten, sie schlügen gegen unsere Gesichter. Sie bedeckten die Kleidung mit hellen Tupfen und blieben wenig später als Wassertropfen zurück.

Der Wagen stand dort, wo es auch einen Parkplatz gab. Der Schnee hatte fast alle Fahrzeuge gleichgemacht. Es war wirklich kaum zu unterscheiden, welch ein Fabrikat unter der Haube steckte. Aber Godwin hatte sich den Standort gemerkt. Wir schaufelten den Geländewagen gemeinsam frei, kratzten das härtere Zeug auch von den Scheiben weg und so blieb letztendlich nur noch die Haube auf dem Dach.

»Tja, dann mal los, alter Junge«, sagte ich zu Godwin, der auf mich zukam und mich umarmte. Er hielt mich dabei fest.

»Das vergesse ich dir nie, John.«

»Hör doch auf mit dem Quatsch.«

»Ich lebe noch.«

»Das weiß ich.«

»Und ich weiß, wem ich das verdanke.«

»Fahr, sonst werde ich noch sauer.« Er mochte ja Recht haben, aber gewisse Dinge waren mir eben unangenehm, davon wollte ich einfach nichts hören.

Auch Suko verabschiedete sich von unserem Freund, der in seinen Wagen stieg, den Motor anließ und wenig später langsam anfuhr, wobei die Winterreifen ihre Spuren in den Schnee hineindrückten. Er rollte der Straße entgegen, die als solche nicht zu erkennen war und wenn er in den Spiegel schaute, sah er zwei einsame Männer im Flockenwirbel stehen und ihm nachwinken.

Unsere weichen Reisetaschen hatten wir mitgenommen. Schnee huschte vor unseren Gesichtern hinweg. Die Mützen hatten bereits eine weiße Haube bekommen.

»Gehen wir noch mal rein, oder bleiben wir auf dem Bahnsteig? Lange kann es ja nicht mehr dauern.«

»Ich wäre für den Bahnsteig«, sagte Suko.

»Dann los.«

Wir müssten nicht extra durch das Lokal gehen. Es gab auch einen normalen Übergang. Das Dach des Bahnhof schützte zwar, wenn der Regen senkrecht fiel, aber es gab nur wenig Schutz vor der Nässe, wenn der Wind sie von der Seite herunter das Dach trieb.

Das war hier der Fall. Der Schnee wirbelte ebenfalls, wenn auch nicht unbedingt so dicht.

Der Zug stand da in all seiner Schwere und Länge. Er sah aus wie ein modernes Ungeheuer, das sich in all seiner Wucht und Größe durch nichts aufhalten lassen konnte.

Wir waren nicht die einzigen Reisenden, die sich auf dem Bahnsteig aufhielten. Auch andere Menschen hatten sich versammelt, und ich bedauerte die Bahnangestellten, die ständig angesprochen wurden und dabei immer die gleichen Fragen hörten.

Wir lauschten und erfuhren so, dass es bis zur Abfahrt des Zuges nicht mehr lange dauerte.

»Das ist alles relativ«, sagte Suko.

»Stimmt.«

Er hatte seine Mütze hochgeschoben. Suko störte der Trubel nicht. Er war eben ein Mensch, der alles so hinnahm, wie es kam. Ändern konnte er es nicht.

Suko ging einige Schritte von mir weg. Ich wusste auch nicht, wo er sich hinstellen wollte, aber es sah ganz so aus, als hätte er etwas Bestimmtes entdeckt.

Ich ging ihm nach und blieb stehen, als auch Suko verharrete.

Er schaute nach vorn. Auch ich blickte in diese Richtung.

Suko hatte zwar nichts gesagt, aber es gab trotzdem dort etwas zu sehen. Und zwar nahe am Zug. Direkt neben einem Wagen, den man als Gepäckwagen einstufen konnte.

Auch dort wirbelte der Schnee, doch nicht mehr so dick, weil ein Vordach einen Teil abhielt.

Das alles war normal.

Auch die Frau, die sich vor der geöffneten Tür des Gepäckwagens aufhielt, konnte man als normal bezeichnen.

Nicht aber die Fracht, die sie hütete wie einen kostbaren Schatz und jetzt zwei Männern Anweisungen gab, sie einzuladen.

Es waren zwei dunkle Särge!

»Nein«, sagte ich, »nicht schon wieder.«

Suko schwieg zunächst und zuckte nur leicht mit den Schultern.

»Mir reicht es.«

»Wieso?«

»Ich habe... ach«, ich winkte ab. »Warum soll ich mich aufregen? Das bringt nichts.«

»Es ist eine Überführung von zwei Toten, nehme ich an.«

»Ja, Suko, ja. Aber mit dem Zug?«

»Bei dem Wetter kommst du mit dem Wagen nicht durch. Warum soll es dem Fahrer eines Leichenwagens besser gehen als uns? Auch er hat mit dem Schnee zu kämpfen und nimmt den Zug.«

Nach einer Weile fragte ich: »Glaubst du, was du da gesagt hast?«

»Klar.«

»Dann bin ich zufrieden.«

Ich hörte ihn leise lachen. »Nicht ganz, John. Ich kenne dich etwas besser. Dich stören die beiden Särge.«

Ich leckte zwei Schneeflocken von meiner Oberlippe. »Ja, es stört mich, Alter. Es stört mich sogar gewaltig.«

»Warum, frage ich mal vorsichtig?«

»Weil ich es als kein besonders gutes Omen ansehe.«

»Seit wann bist du so abergläubisch?«

»Das bin ich gar nicht.«

»Also ist es dein Bauchgefühl -oder?«

»Nein. Aber lassen wir das Thema. Du hast Recht. Man kommt bei diesem Wetter auch mit einem Leichenwagen nicht durch.«

»Eben.«

Trotzdem gingen wir nicht weg, denn die Szene hatte etwas Gespenstisches an sich. Auf dem Holz der dunklen Särge waren die Flocken geschmolzen. Zwei Männer machten sich daran, die beiden Totenkisten einzuladen und mussten sich anstrengen, um sie in die Höhe zu bekommen, um sie dann durch die offene Tür zu schieben.

Die Frau stand daneben und schaute nur zu. Sie war ganz in Schwarz gekleidet. Der weit geschnittene und umhangähnliche Mantel reichte ihr bis an die Knöchel. Zu ihm gehörte ein sehr breites Schultertuch, das sie über ihren Kopf gezogen hatte. Unter dem Kinn war es verknotet, so dass nur ihr Gesicht frei blieb. Das aber konnten wir auch nicht sehen, denn sie drehte uns den Rücken zu.

Der erste Sarg war im Innern des Gepäckwagens verschwunden. Die beiden Helfer kümmerten sich um den zweiten. Wieder wurde er angehoben und das Fluchen der Männer erreichte sogar unsere Ohren. Aber sie schafften auch dieses Problem, und nach einem letzten Stoß glitt die dunkle Totenkiste in den Gepäckwagen hinein.

Dann lief alles normal weiter. Die Helfer sprangen wieder auf den Bahnsteig, die Frau griff in die Tasche und entlohnnte die beiden.

Wir standen nahe genug, um ihre Gesichter erkennen zu

können. Und das trotz des Schneetreibens. So sahen wir, dass sich die Mühe wohl gelohnt hatte, denn die Summe musste nicht eben gering sein.

»In ein paar Tagen kann sie mit Euro bezahlen«, murmelte ich vor mich hin.

»Was sagst du?«

»Ich habe nur laut gedacht.«

Die Tür wurde zugeschoben und mit einem Schloss gesichert. Die Männer tippten gegen ihre altertümlichen Schirmmützen und verschwanden. Die Frau blieb noch einen Moment stehen, dann nahm sie ihren Koffer.

Sie warf dem Wagen einen letzten Blick zu, bevor sie sich abdrehte und an der Zugseite entlang in Richtung Lokomotive ging. Sie hielt den Kopf dabei gesenkt, wie jemand, der in der dünnen Schneeschicht nach Spuren sucht.

Sie kam auf uns zu. Sie würde uns im Abstand einer Körperlänge passieren, aber das trat nicht ein, denn auf unserer Höhe blieb sie plötzlich stehen und schaute nach rechts.

Sie hatte uns gesehen. Möglicherweise waren wir ihr schon vorher aufgefallen, weil wir fast allein auf diesem Teil des Bahnsteigs standen, da der Gepäckwagen doch ziemlich weit am hinteren Ende des Zugs angekoppelt war.

Sie schaute uns an.

Wir wichen dem Blick nicht aus. Ich rang mir ein Lächeln ab. Vom Gesicht der Frau war nicht viel zu sehen, denn das Kopftuch war tief in die Stirn gezogen.

Dann sprach sie uns an. »Sie haben alles gesehen?«

»Ja, das haben wir«, sagte ich.

»Und?«

»Was meinen Sie?«

»Sind Sie abergläubisch?«

»Nein.«

»Es ging nicht anders. Meine Verwandten müssen transportiert werden. Der Leichenwagen ist leider im Schnee stecken

geblieben. Die einzige Möglichkeit war der Zug. Man war so freundlich, die Fracht mitzunehmen, und ich bin den Leuten dankbar. Okay, Sie haben es gesehen. Deshalb möchte ich Sie um einen Gefallen bitten.«

»Gern. Um welchen?«

Sie kam etwas näher. Wir sahen die rot geschminkten Lippen und die blasse Haut. »Bitte, sprechen Sie nicht mit den anderen Reisenden darüber. Die Menschen bezeichnen sich zwar als eine aufgeklärte Gesellschaft, aber in bestimmten Dingen reagieren sie doch etwas extrem. Obwohl es dafür rational keinen Grund gibt.«

»Sie können sich auf uns verlassen, Madame.«

»Danke, das ist sehr nett von Ihnen.« Ein Nicken, ein Lächeln, dann ging sie weiter.

Ich schaute ihr recht versonnen nach und stand da wie eine vom Flockenwirbel umgebene Statue. Wie ein großer Vogel bewegte sich die Frau über den hellen Schnee hinweg.

»He, Alter, was denkst du?«

Ich drehte mich langsam zu Suko hin um. »Das kann ich dir so genau auch nicht sagen.«

»Aha. Und warum nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Dann liegt es an der Frau.«

»Ja, kann sein.«

»Was ist mit ihr?«

Ich wischte mir Feuchtigkeit von den Augenbrauen weg. »Das kann ich dir nicht sagen. Es hat mich schon gewundert, wie sie die Lage hier meisterte. Die ist dabei wirklich ziemlich cool geblieben. Alle Achtung, muss ich da sagen.«

»Ja, das meine ich auch. Aber in einer derartigen Lage darf man auch nicht durchdrehen.«

»Stimmt auch wieder. Es ist schon hart, wenn man zwei Särge begleitet.«

»Kein Widerspruch.«

Ich schwieg und hielt nach der Frau Ausschau. Sehr weit war sie nicht gegangen. Sie stand unter dem Dach, eingehüllt in ihre schwarze Kleidung und wirkte wie ein unheimlicher Mönch, der seinem Glauben abgeschworen hatte und darauf wartete, dass ihm der Teufel begegnete und die Hand reichte.

Eine Frau und zwei Särge!

Der Gedanke wollte mich einfach nicht loslassen. Etwas stimmte da nicht, obwohl bei dieser Witterung die Normalität auf den Kopf gestellt worden war. Ich hatte trotzdem dieses mulmige Gefühl, denn ich dachte wieder an die Kapriolen des Schicksals, das unseren Weg bestimmt. Waren wir vom Regen in die Traufe geraten?

Ich hielt wirklich nichts für unmöglich. Im großen Spiel der Mächte waren wir nur zwei kleine Räder, die nach anderen Gesetzen bewegt und gedreht wurden.

Dann gab es die Erlösung für die Reisenden. Genau die Sätze, auf die alle hier gewartet hatten. Eine Lautsprecherstimme forderte auf, in den Zug einzusteigen, da er in Kürze abfahren würde.

»Na endlich«, sagte Suko und lachte. Ich lachte komischerweise nicht...

Durch Zufall hatten wir uns einen günstigen Standort ausgesucht und stiegen in einen Waggon, der in mehrere Abteile eingeteilt worden war. Wir konnten uns die Plätze aussuchen, denn so etwas wie Platzkarten gab es nicht. Das Abteil war leer. Sechs Personen konnten darin Platz finden, und wir waren die ersten, die dort eintraten.

Es war dort ziemlich kühl, aber wärmer als draußen. Die Heizung würde sicherlich erst während der Fahrt eingeschaltet werden. Das Gepäck war schnell verstaut, und wir konnten uns endlich setzen und die Beine lang machen. Auf den Jacken

taute der Schnee ebenso wie auf unseren Mützen. Um die Füße herum bildeten sich sehr schnell Lachen, als der Schnee auch hier wegtaute.

Suko schaute mich an. Er saß mir gegenüber. Beide hatten wir die Fensterplätze eingenommen. Draußen wirbelten die Flocken entlang, tupften gegen die Scheibe und schmolzen dort weg, wobei sich kleine Wasserbahnen gebildet hatten, die kreuz und quer über das Glas liefen.

»In Toulouse geht es uns besser«, sagte Suko.

Ich runzelte die Stirn. »Bist du davon überzeugt?«

»Klar. Da kommen wir weg.«

»Fragt sich nur wie.«

»Sei doch nicht so pessimistisch, John. Bisher haben wir es immer geschafft.«

Reisende gingen durch den Gang, schauten ins Abteil gingen aber weiter, weil sie in keinem schon halb besetzten Abteil Platz nehmen wollten.

»Hoffentlich bleibt das so«, sagte ich.

»Das glaube ich nicht. Hast du nicht gesehen, wie sich die Leute auf dem Bahnsteig stauten?«

»Vielleicht haben sie ja auch Angst vor dir.«

Suko musste lachen. »Wenn, dann vor dir, weil du ...«

Er stoppte mitten im Satz, denn im Gang vor der Abteiltür war ein Schatten erschienen, der auch nicht weiterging, sondern stehen blieb und hineinschaute.

Es war die Frau vom Bahnsteig!

Ich hielt unwillkürlich den Atem an. Warum, wusste ich selbst nicht genau. Wieder dachte ich an das Schicksal, und ich war mir plötzlich sicher, dass sie nicht vorbeigehen würde, sondern sich ihren Platz gerade bei uns aussuchte.

»Wir werden Besuch bekommen, Suko.«

Ich hatte den Satz noch nicht ausgesprochen, als die Frau die Tür aufzog und auf der Schwelle stehen blieb. Sie hatte das Tuch noch nicht von ihrem Kopf entfernt. Wir sahen, wie auf

dem Stoff die letzten Schneekörner schmolzen, und ihre roten Lippen zeigten ein Lächeln, als sie uns zunichte. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Selbstverständlich«, erklärte Suko.

»Danke sehr.«

Sie schob ihren Koffer zuerst herein. Suko erwies sich als Gentleman und schaffte ihn in die Gepäckablage. Die Frau bedankte sich mit einem Lächeln, bevor sie endlich das breite Tuch von ihrem Kopf entfernte, so dass wir ihr Gesicht und die Haare sahen.

Braune Haare umgaben das Gesicht mit der bleichen Haut wie eine Flut.

Es wirkte irgendwie steinern durch die Blässe der Haut. Eine Frau, die zur höheren Gesellschaft zählte, denn so waren die Ladys damals dargestellt worden. Leicht, ätherisch, ein wenig unnahbar, aber oft mit einem brodelnden Vulkan im Innern.

Das Tuch verschwand ebenfalls im Gepäcknetz, dann zog sie ihren Mantel aus, und plötzlich war sie nicht mehr so schwarz, denn der beigegebundene Pullover, weit geschnitten und aus wärmender Kaschmirwolle, reichte ihr bis zu den Hüften.

Die Beine steckten in einer langen Hose aus einem dicken Winterstoff.

Ich konnte meinen Blick einfach nicht von ihr wenden und beobachtete sie heimlich.

Die Frau allerdings bewegte sich sehr ungezwungen, ordnete ihr Haar und benahm sich fast so, als wäre sie allein im Abteil. Auf Sukos Seite und mir gegenüber nahm sie Platz. Allerdings blieb zwischen ihr und Suko noch ein Sitz frei.

»Das haben wir ja gerade noch geschafft«, sagte sie. »Ich dachte schon, dass nichts mehr gehen würde.«

»Müssen Sie auch nach Toulouse?«, fragte ich.

»Ja, dort ist mein Ziel.«

Ich sagte nichts, was sie nicht akzeptierte. »Jetzt denken Sie bestimmt an die Särge, nicht wahr?«

»Nein, nicht direkt, aber ungewöhnlich ist es schon, meine ich. Oder denken Sie da anders?«

»Nein, es ist ungewöhnlich. Aber was sollte ich machen?« Sie schaute mich an, und ich stellte fest, dass ihre Augen ebenfalls braun waren. »Bitte, der Leichenwagen blieb im Schnee stecken. Sie können sich nicht vorstellen, wie froh ich war, dass ich die Chance erhielt, die Särge in den Gepäckwagen laden zu können. Ich bin den Menschen hier wirklich sehr dankbar, die mir geholfen haben.«

Inzwischen hatten wir den Bahnhof bereits verlassen. Noch fuhren wir durch den Ort, der durch den vielen Schnee ein weißes Leinentuch erhalten hatte. Sogar an den Türmen der beiden Kirchen klebte die Pracht, und es würde sicherlich lange dauern, bis das Zeug getaut war. Dabei ist Südfrankreich eigentlich keine Gegend, in der viel Schnee fällt, doch Ausnahmen gibt es immer wieder und in den letzten Tagen des ausgehenden Jahres war es so.

Der Sturm der Flocken wollte einfach nicht abreißen und die lange Zugschlange fuhr in den Wirbel wie in einen nicht enden wollenden Tunnel. Weitere Fahrgäste stiegen nicht in das Abteil, und so konnten wir uns darauf einrichten, zunächst zu dritt zu bleiben.

Vor Toulouse würde der Zug noch drei Mal halten. So zumindest sah es der Fahrplan vor.

Suko hielt das Gespräch in Gang und fragte: »Sind es Verwandte von Ihnen, die in den Särgen liegen?«

»Ja, meine Eltern.«

»Oh, das tut mir Leid.«

Sie hob die Schultern. »Beide sind plötzlich gestorben. Zuerst meine Mutter, danach mein Vater, nur wenige Stunden später. Sein Herz hat den Schock nicht verkraftet. Da muss man als Tochter eben durch. Mehr kann ich nicht für sie tun.«

»Warum überführen Sie die beiden nach Toulouse?«, erkundigte sich Suko.

»Wir werden nicht bis Toulouse fahren, leider. Das habe ich vorhin gehört.«

Plötzlich horchte auch ich auf. »Nicht bis Toulouse? Das ist das Erste, was ich ...«

»Nur bis Limoux.«

Das wollte ich nicht glauben. »Dann ist Endstation? Warum wurde das nicht bekannt gemacht?«

»Für mich ist Endstation. Die Särge werden dort ausgeladen. Das müssen sie. Es ist möglich, dass es wegen einer anderen Fracht geschieht. Oder der Wagen wird abgekoppelt. Eine hundertprozentige Antwort habe ich nicht bekommen.«

»Aber Sie haben sich bestimmt Gedanken darüber gemacht, wie sie weiterkommen oder nicht?«

»Nein, das habe ich nicht. Ich werde es machen, wenn es so weit ist. Kann sein, dass die Verhältnisse dort besser sind. Dann kann ich mir einen Wagen mieten ...«

Über alles Weitere ließ sie uns im Unklaren. Ich dachte über ihre Erklärungen nach und schüttelte innerlich den Kopf. So ganz koscher war mir die Sache nicht. Da steckte doch mehr dahinter, vermutete ich. Es klang mir einfach zu umständlich.

Ich wollte wissen, was Suko darüber dachte, sprach ihn allerdings nicht darauf an, sondern schaute nur in sein Gesicht.

Suko blickte aus dem Fenster, hinein in eine weiße Landschaft, die der Schnee fast gleich gemacht hatte. Er sah die Flocken, die millionenfach aus den tiefhängenden Wolken fielen und dafür sorgten, dass die Schicht noch dicker wurde.

Selbst die Berge waren nur als weiße Hügel zu erkennen, die sich aus den Tälern hervorhoben. Ich wusste, dass sich eine tiefe Stille über die Landschaft gelegt hatte. Von außen her drangen keine Geräusche bis zu uns, es waren nur das leise Rattern der Räder oder das Stoßen des Zugs, das sich bemerkbar machte.

Ein weißer Wintertraum. Allerdings nicht für alle. Er konnte auch leicht zum Albtraum werden. Ich zumindest wünschte den

Schnee in die Hölle, wo er bestimmt schnell taute.

»Ach ja, da wir durch das Schicksal schon zusammengeschweißt worden sind, sollten wir uns wenigstens vorstellen. Mein Name ist Hella Fontaine.«

Suko und ich nannten ebenfalls unsere Namen, und Madame Fontaine begann zu lachen.

»Sie sind keine Franzosen.«

»Nein, Engländer.«

Beinahe erschreckt schaute sie mich an. »Dann haben Sie noch eine weite Reise vor sich.«

»Das kann man so sagen.«

»Ich kenne das Wetter weiter im Norden nicht. Manchmal ist es dort ja besser als in den südlichen Gefilden.«

»Darauf hoffen wir.«

Sie schaute für einen Moment vor sich hin. »Die Probleme werden eben nicht leichter auf dieser Welt. Ich weiß das, denn ich komme viel herum.«

»Sie reisen gern?«

»Was heißt gern, Monsieur Sinclair. Zwangsläufig. Aus beruflichen Gründen. Ich handle mit Antiquitäten. In diesem Job muss man wirklich mobil sein. Sie bekommen die Stücke nicht nur hier in Frankreich, nein, ich muss schon durch Europa reisen und darf mich auch nicht davor scheuen, nach Übersee zu fliegen.«

»Sind Sie dabei auf bestimmte Teile fixiert?«, wollte ich wissen. Ich denke da an Jahrhunderte und ...«

»Nein, nein, so ist das nicht«, erwiderte sie schnell. »Ich sammle die Stücke schon aus den verschiedenen Jahrhunderten, aber ich habe mich dabei spezialisiert.«

»Worauf?«

Vor ihrer Antwort lächelte sie. »Auf Masken, auf Bilder und auch Holzschnitte. Rund um die Welt. Sie glauben gar nicht, wie interessant dieses Gebiet ist. Masken vor allen Dingen sind etwas ganz Besonderes, denn hinter ihnen steckt oft eine

Geschichte, die so interessant ist, dass kaum jemand sie glauben kann.«

»Sie meinen damit die mythischen oder mystischen Bedeutungen, denke ich mir.«

»Genau das.« Ihr Gesicht nahm einen interessierten Ausdruck an. »Kennen Sie sich da aus?«

»Das nicht«, sagte ich schnell. »Aber hin und wieder liest man etwas über dieses Thema.«

»Ja, das stimmt wohl. Monsieur Sinclair.«

»Sie finden auch genügend Käufer, nehme ich an.«

»Ich bitte Sie. Der Markt ist groß. Er ist gewachsen. Ich mache das jetzt über zehn Jahre, und ich habe wirklich meine Erfahrungen sammeln können. Masken werden immer beliebter. Auch die Angst der Menschen vor ihrem Aussehen schwindet immer mehr. Es ist wirklich ein sehr interessantes Gebiet. Sie treffen da auf die verschiedensten Mythologien, auf alte Wahrheiten, und Sie werden merken, dass sie auch als normaler und moderner Mensch sehr demütig werden, wenn sie die Geschichten hören und auch durch Zwischentöne erfahren, was dahinter steckt. Das ist wirklich ein Gebiet für sich. Manche Menschen sehen es gruselig oder als einen richtigen Horror an, doch ich bin fasziniert.«

Ich hatte gemerkt, wie sehr sie bei der Sache war. Das Blitzen der Augen hatte es mir gesagt und ich musste zugeben, dass in dieser etwa knapp vierzigjährigen Frau eine starke Kraft steckte. Hella Fontaine war in ihrem Job sicherlich top.

Suko hatte sich nicht in unser Gespräch eingemischt. Er saß auf seinem Platz und hatte den Kopf nach links gedreht, um durch die Scheibe zu schauen.

Sein Gesicht zeigte einen nicht eben optimistischen Ausdruck, der Mund sah sogar verkniffen aus. Da Hella Fontaine im Moment nichts sagte und sogar die Augen geschlossen hielt, wandte ich mich mit leiser Stimme an meinen Freund.

»Probleme?«

»Kann sein, John.«

Und was ist es?«

Er zuckte die Achseln und meinte: »Ich bin kein Fachmann, aber ich kann mich auf meine Augen verlassen, ohne ein Wetterknabe zu sein. Ich denke, dass wir es hier mit noch mehr Schnee zu tun haben. Mich wundert es überhaupt, dass wir noch fahren. Eigentlich müssten die Schienen unter dem Schnee verschwunden sein.«

Um mich davon genauer zu überzeugen, brauchte ich nur aus dem Fenster schauen.

»Ja, Suko hatte Recht. Die Landschaft wirkte noch zugeschneiter als bei der Abfahrt. Es gab eigentlich nur den Schnee. Es war nicht mal festzustellen, ob wir nun innerhalb der Berge fuhren oder sich der Zug durch ein Tal wälzte, aber es stachen ungewöhnliche Gebilde aus der weißen Pracht hervor. Das waren mal Bäume gewesen. Jetzt sahen sie aus wie übergroße, weiße Pilze, denen man eine dicke weiße Haut gegeben hatte. Bei dieser Last konnte es sein, dass die Bäume leicht zusammenbrachen und auch welche, die nahe an den Straßenrändern oder den Bahnlinien standen. Wenn das passierte, war der Verkehr blockiert. Bisher hatten wir Glück gehabt. Ob das allerdings anhielt, bezweifelte ich.

Im Zug selbst war es ruhig. Ich hatte schon andere Fahrten erlebt, bei denen die Reisenden auf den Gängen hin und her gingen. Das passierte hier nicht. Sie blieben in den Abteilungen sitzen, als wollten sie darauf warten, was weiterhin passierte und ob der Zug auch noch in den nächsten Minuten fuhr.

Natürlich war er langsamer geworden. Ein genauer Fahrplan war nicht einzuhalten, und ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, dass wir auch von Toulouse aus nicht so einfach wegkamen. Wenn zu viel Schnee auf die Rollbahn fiel, war ein Flugbetrieb so gut wie unmöglich.

Hella Fontaine hatte zugehört. »Ist es wirklich so schlimm geworden?«, fragte sie.

»Ja«, erwiederte ich.

Sie nagte an ihrer Unterlippe und hielt auch den Blick gesenkt. Ich stellte fest, dass sie überaus lange Wimpern hatte. »Hoffentlich kommen wir noch bis Limoux durch. Dann muss ich sehen, wie ich mit meinen Särgen zurechtkomme.«

»Sie haben sich auch eine schlechte Zeit für die Überführung ausgesucht«, meinte Suko.

»Sicher. Aber konnte ich sie mir aussuchen?«

»Nein, das nicht.«

»Eben. Man muss dem Schicksal trotzen.« Sie lächelte wieder, aber es war ein hartes Lächeln.

Überhaupt machte Hella Fontaine auf mich zumindest den Eindruck einer Frau, die genau wusste, was sie tat, und sich so leicht nicht aus der Fassung bringen ließ. Sie war es gewohnt, zu kämpfen und das Metier, das sie betrieb, war nicht einfach.

Sie handelte mit alten Masken!

Das ließ ich mir durch den Kopf gehen, und ich dachte sofort daran, dass auch wir mit Masken unsere Erfahrungen gesammelt hatten. Die waren nicht unbedingt positiv gewesen. Abgesehen von der Totenmaske aus Atlantis hatten wir schon durch schwarze Magie veränderte Masken erlebt, die einen Menschen, der sie vor sein Gesicht gesetzt hatte, völlig veränderte. Er war dann unter ihren dämonischen Einfluss geraten und hatte eine regelrechte Hölle erlebt.

Kann sie diese Reaktionen bestimmter Masken? Oder hatte sich Hella Fontaine damit noch nicht beschäftigt?

Ich wusste die Antwort nicht, und ich hütete mich zudem davor, sie direkt darauf anzusprechen. Ich wollte nicht irgend etwas aufrühren, das besser begraben blieb.

Sollten wir allerdings auf das Thema kommen, dann würde ich damit nicht hinterm Berg halten.

Hella Fontaine stand auf, ging zum Fenster und blieb zwischen Suko und mir stehen. Sie sagte nichts, aber sie schaute sehr gespannt durch die Scheibe und nickte.

»Haben Sie was gesehen?«, fragte Suko.

»Ja, ich kenne die Gegend hier etwas und finde mich auch einigermaßen im Schnee zurecht. Wenn mich nicht alles täuscht, dann haben wir bereits einen Vorort von Limoux erreicht. Die Stadt ist ja nicht groß, aber es gibt Menschen, die außerhalb wohnen. Da, sehen Sie selbst, die größeren Häuser.«

Sie hatte sich nicht geirrt. Nicht sehr weit entfernt standen drei Gebäude nebeneinander und wirkten wie Kästen, die von unzähligen Flocken umwirbelt wurden.

Das Bild war unwirklich, wie alles, was wir außerhalb des Zugs sahen. Wir mussten uns erst an die Mengen von Schnee gewöhnen, und wenn wir den Zug verließen, dann würden wir uns durch die Massen kämpfen müssen. Es waren Gedanken, die mich störten, denn ich hatte nicht vor, den Zug freiwillig zu verlassen.

Nur allmählich rückten die Hochhäuser näher. Ein Beweis, dass wir sehr langsam fuhren. Das hatte seinen Grund. Die Strecke führte leicht bergauf. Lag es wirklich nur daran, dass der Zug seine Geschwindigkeit verringert hatte?

Ich warf einen Blick auf Hella Fontaine. Sie hatte sich wieder gesetzt. Ihr Gesichtsausdruck verriet mir, dass sie nachdachte. Dann schüttelte sie leicht den Kopf.

»Was haben Sie?«

»Ich weiß es auch nicht, Monsieur Sinclair, aber das ist einfach nicht normal. Ich schätze, dass es Ärger gibt.«

Welcher Art der sein konnte, darüber diskutierten wir nicht. Auch deshalb nicht, weil die äußeren Ereignisse es nicht mehr zuließen. Der Zug fuhr noch weiter, aber mit einigen ruckhaften Bewegungen. Dabei schüttelten sich die Waggons, und dieses Schütteln übertrug sich auch auf uns.

»Es ist vorbei mit der Reise!«, kommentierte Suko und lächelte dabei.

Die Stöße wiederholten sich, und dann war nichts mehr in dieser Richtung vorhanden.

Stillstand!

Wir waren sicherlich nicht die einzigen Fahrgäste, die aus dem Fenster schauten. Was wir da entdeckten, hob nicht eben unsere Stimmung, denn trotz des fallenden Schnees hätten wir die Umrisse des Bahnhofs erkennen müssen, doch da war nichts zu sehen. Kein Gebäude, kein Dach, auf dem die weiße Last lag, nur eben die Landschaft und die drei hohen Bauten in der Ferne.

Es gab nur eine Erklärung: Wir hatten auf freier Strecke gehalten. Und nicht, weil es dem Lokführer Spaß bereitete, sondern deshalb, weil es kein Weiterkommen mehr gab. Die Schienen mussten zugeschneit sein.

Bis zu diesem Zeitpunkt war es recht still im Zug gewesen. Das änderte sich nun. Wir hörten aufgeregte Stimmen der anderen Reisenden aus den Waggons. Türen wurden heftig aufgerissen, Schritte waren auf dem Gang zu hören, Menschen liefen am Abteil vorbei, blieben auch an den Fenstern stehen und schauten hinein.

Ein kleines Mädchen riss unsere Tür auf. Es war bestimmt keine zehn Jahre, strahlte aber über das ganze Gesicht. »Wir sind eingeschneit, hat mein Papa gesagt.«

»Da hat er sicherlich nicht gelogen«, meinte Hella Fontaine. Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber von der Seite erschien eine Männerhand, packte die Kleine und zog sie zurück. »Du bleibst bei uns.«

Ich erhob mich. Auch Suko und Hella blieben nicht sitzen. Mein Freund schaute aus dem Fenster. Er hatte es nach unten gezogen und hielt seinen Kopf in den Wind. Schneeflocken trommelten gegen sein Gesicht. Es waren mehr diese kleinen Eiskörper, die sich unangenehm auf der Haut anfühlten.

Hella Fontaine zog die Abteiltür auf und schob sich in den Gang, in dem auch die anderen Menschen warteten und alle nicht wussten, was sie unternehmen sollten.

Jemand hatte eine Tür geöffnet. Ein kalter Hauch fegte durch

den Gang. Einige Reisende waren bereits ausgestiegen und hielten sich vor dem Zug auf.

Ich sah, wie Hella Fontaine nachdenklich an ihrer Unterlippe nagte. Sie hatte bestimmt die größten Probleme, denn sie war mit zwei Särgen unterwegs.

Ich wollte sie darauf ansprechen, als eine Lautsprecherstimme durch den Zug hallte. Wir mussten schon genau hinhören, um die Worte zu verstehen. Schon bald stellten wir fest, dass es kein Weiterkommen gab. Die Schienen waren tatsächlich zugeschneit und nicht mehr zu sehen. Es gab nichts, auf dem der Zug noch hätte weiterfahren können. Eine Lösung hatte die Stimme auch nicht zu bieten. Sie erklärte nur, dass wir zunächst die Ruhe bewahren sollten. Man würde überlegen, wie es weiterging. So lange sollten sich die Passagiere im Zug aufhalten.

Hella Fontaine betrat das Abteil wieder. Sie sah nicht eben glücklich aus. Ihre Augen funkelten, als sie den Kopf schüttelte. »Verdammt noch mal, das hat mir noch gefehlt. So kurz vor dem Ziel aufgeben. Es ist zum Schreien. Ich wollte nur bis Limoux, und was ist passiert? Ich bin fast da, aber ich komme nicht hin. Nicht mit dem Zug. Sie haben die hohen Häuser gesehen. Die sind nur wenige Kilometer entfernt. Das ist doch zum Kotzen.«

»Ja, ist es.«

»Sie sind Fatalist, wie?«

Ich hob die Schultern. »Was soll man da machen? Ich kann Sie sehr gut verstehen. Schließlich sind Sie noch mit einer Fracht unterwegs. Wir haben nur unser normales Gepäck.«

»Ja, stimmt. Aber trotzdem muss ich nach draußen.«

»Warum?«

»Weil ich ... weil ich ...«, sie winkte ab und schüttelte den Kopf. »Nein, das ist für mich wichtig. Sehr wichtig sogar. Ich bin gleich wieder zurück.« »

Suko und ich schauten uns an. »Was sagst du, Alter?«

»Es ist ihre Sache.«

»Ja, John, das schon. Doch wenn man sie so hört, dann kommt es einem vor, als hätte sie Angst um die beiden Särge.«

»Nicht um den Inhalt?«, fragte ich.

»Kann auch sein.«

»Dann sollten wir ihr nachgehen, Suko.«

»Einverstanden.«

Er hatte die Antwort so schnell gegeben, dass ich mich nur wundern konnte. Traute er Hella Fontaine nicht? Oder war er noch zu sehr verwundert darüber, dass sie als Begleiterin zweier Särge fungierte?

Ich dachte darüber nach, während Suko sich bereits der Abteiltür näherte.

Seltsam war es schon. Es konnte eigentlich nichts passieren. Der Zug stand, und ich glaubte nicht, dass sich jemand am Gepäckwagen zu schaffen machte, um dort etwas zu stehlen.

Weshalb wollte sie dort hin?

Plötzlich war alles ganz anders. Die Wärme des Zuges lag hinter uns. Mir kam der Vergleich in den Sinn, dass ich mit dem ersten Schritt nach draußen eine riesige Entfernung überbrückt und das Land Sibirien erreicht hätte.

Wohin ich auch schaute, es war alles nur weiß. Nicht glatt, sondern hügelig. Ein Traum von einer Winterlandschaft, den ich allerdings mehr als einen Albtraum empfand.

Suko stand bereits im Schnee und wartete auf mich. Das weiche Zeug reichte uns dort, wo es noch nicht platt getreten war, bis über die Schienbeine.

Zur rechten Hand hin lag der Ort Limoux. Er war noch nicht zu sehen. Das lag weniger an den feinen Eiskristallen, die auf uns niederprasselten, als vielmehr an einem tief verschneiten Waldstück, durch das der Zug noch hätte fahren müssen, um

die kleine Stadt zu erreichen. Wir waren nicht die einzigen Reisenden, die draußen standen. Ein paar Kinder hatten das Unangenehme mit dem Nützlichen verbunden und lieferten sich bereits eine Schneeballschlacht.

Die Erwachsenen, die den Weg nach draußen gefunden hatten, standen zusammen und schimpften. Aber sie konnten ihren Zorn nicht an der Bahn auslassen. Mit des Geschickes Mächten ist eben kein ewiger Bund zu flechten. Das bewahrheitete sich wieder hier.

Wir hatten beide unsere Kappen aus den Taschen geholt und aufgesetzt. Der Schnee fiel nicht mehr so dicht, er rieselte mehr vom Himmel und erwischte uns als winzige Kugeln. Die Sicht war relativ gut. Wir sahen, dass auch einer der Zugbegleiter ausgestiegen war. Er eilte an uns vorbei, wurde zwar auf seinem Weg angesprochen, kümmerte sich jedoch nicht darum.

Suko hatte sich von mir weggedreht. Er schaute nach links, wo auch der Gepäckwagen in die Reihe eingegliedert war.
»John, unsere Madame hält sich am Wagen auf.«

»Und weiter?«

Ein Schneeball traf Suko im Nacken. Er zuckte zusammen, drehte sich und schaute einem Jungen nach, der lachend wegrannte. »Sie ist nicht allein.«

»Wieso?«

»Sie hat sich einen Schaffner geholt.«

Erst jetzt drehte auch ich mich um. Tatsächlich standen die beiden zusammen und sprachen miteinander. Aber das war nicht alles, denn der Bahnbeamte nickte der Frau noch zwei Mal kurz zu und machte sich dann an der Tür des Wagens zu schaffen. Es sah ganz so aus, als würde er sich mit dem Schloss beschäftigen.

»Machst du dir auch deine Gedanken, John?«

»Ja ...«

»Was könnte sie dort wollen?«

»Nach ihren Särgen schauen.«

Suko musste leise lachen. »Hört sich schon etwas ungewöhnlich an. Und so was passiert uns.«

Das Verhalten der Madame Fontaine war in der Tat merkwürdig. Wir beide konnten uns vorstellen, dass den Särgen auf dieser Reise nichts passiert war. Welchen Grund also gab es, sich darum zu kümmern?

Der Helfer hatte es geschafft und zog die Tür auf. Das sahen wir trotz des Flockenwirbels. Er sprach noch ein paar Worte mit der Frau und trat dabei sehr dicht an sie heran. Den Grund sahen wir nicht. Es kam wohl zu einer kurzen Berührung zwischen den beiden. Ich ging davon aus, dass sie ihm etwas in die Hand gedrückt hatte. Zumindest deutete eine Geste darauf hin.

Der Eisenbahner schob die linke Hand schließlich in die Tasche seines Mantels, drehte sich mit einer schnellen Bewegung um und ließ die Frau stehen. Am Zug entlang stampfte er durch den Schnee den Weg wieder zurück, den er gekommen war. Er musste auch an uns vorbei, und diesmal wollte ich ihn fragen.

Hella Fontaine aber stieg in den Waggon. Für mich war das nicht nachzuvollziehen. Zwei Tote, die transportiert wurden, das war auf der einen Seite normal, auf der anderen aber nicht. Was also suchte sie dort bei den Särgen?

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als der Mitarbeiter der Bahn in unserer Nähe erschien. Vor seinen Lippen dampfte der Atem. Sein Gesicht war leicht gerötet, und als er an uns vorbeigehen wollte, traten wir ihm in den Weg.

Überrascht blieb er stehen. »Was ist los? Ich weiß auch nicht, wann es weitergeht. Mein Kollege hält den Kontakt mit der Zentrale. Sie werden alles erfahren, wenn es soweit ist.«

»Das wollten wir nicht wissen«, sagte ich.

»Was dann?«

»Es geht uns um die Frau, die Sie in den Wagen gelassen haben, Monsieur.«

Er schrak zusammen. Er schluckte, und er schüttelte seinen Kopf. »Bitte, was soll das? Ich ... ich ... kann ...«

Ich ließ ihn nicht ausreden. »Warum haben Sie für sie den Wagen geöffnet. Ist das nicht verboten?«

Er senkte den Kopf. Natürlich war es verboten, aber bei einer bestimmten Summe konnte man schon schwach werden.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, dass wir Ihre Vorgesetzten informieren«, fuhr ich fort. »Die Frau hat mit uns in einem Abteil gesessen. Wir wissen auch, was transportiert wird. Wollte sie wirklich nur nach den Särgen schauen?«

Der Mann blickte hoch. Er war noch unruhiger geworden und trat auf der Stelle.

»Sagen Sie es!«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich weiß es auch nicht. Sie hat sich Sorgen gemacht, das ist alles. Hören Sie doch. Es ist hier ziemlich kompliziert geworden. Niemand weiß, wann es weitergeht. Es kann sein, dass wir hier über Stunden festsitzen. Es tritt ein Notfallplan in Kraft. Sie müssen wahrscheinlich in irgendwelchen Notunterkünften übernachten. Sie werden die paar Kilometer nach Limoux gehen müssen, denn dass Busse kommen, ist so gut wie unmöglich. Die können sich nicht durch den Schnee quälen. Der hat uns wirklich eine Katastrophe gebracht. Da sind nun mal die alten Regeln außer Kraft gesetzt worden. Das müssen Sie verstehen.«

Ich schlug ihm leicht auf die Schulter. »Alles klar, mein Lieber, das verstehen wir auch. Wir haben uns nur gewundert, dass sich Madame Fontaine um die beiden Särge kümmert. Mit ihnen kann doch wirklich nichts passiert sein, denke ich.«

»Nein, das ist wahr. Aber es ist ein Ausnahmefall. Ich kenne Leute, die sitzen an den Särgen ihrer Angehörigen und nehmen von ihnen Abschied. Ja, so ist das.«

»Alles klar.« Ich lächelte ihn an. »Wir haben uns auch nur

gewundert und werden keine Meldung machen.«

Der Mann wusste nicht, ob er sich bedanken sollte oder nicht. Er hob die Schultern, versuchte noch ein Lächeln und war froh, dass er weitergehen konnte.

Die anderen Reisenden hatten mitbekommen, dass wir miteinander gesprochen hatten. Jetzt wollten sie das gleiche Privileg bekommen und stürmten mit ihren Fragen auf den Beamten ein, der sich darum nicht kümmerte und immer nur den Kopf schüttelte. Er ging einfach weiter und ließ sich nicht aufhalten.

Für Suko und mich stand fest, was wir als Nächstes tun würden. Wenn sich jemand für zwei Särge interessierte, dann interessierten wir uns für ihn, das stand fest. Wir hatten über ein bestimmtes Thema nicht gesprochen, doch wir glaubten beide nicht, dass Hella Fontaine nur in den Waggon gestiegen war, um herauszufinden, ob die Särge noch so standen wie sie von ihr verlassen worden waren.

Sie war eine besondere Frau, darin stimmten Suko und ich überein. Besonders, was ihren Beruf anging. Es gibt nicht viele Frauen, die als Antiquitätenhändlerinnen arbeiten, aber hier kam noch etwas hinzu. Hella Fontaine hatte sich auf das Besondere spezialisiert. Sie sammelte und verkaufte alte Masken, und sie war auch in der Lage, über deren Geschichte und Mythos zu sprechen. Und wir hatten schon einige böse Erfahrungen mit alten Masken gesammelt. Jedenfalls genug, um misstrauisch zu werden.

Das ging mir durch den Kopf, und ich sah Suko an, dass ihn ähnliche Gedanken beschäftigten.

Immer wieder sackten wir in den hohen Schnee ein. Es machte wirklich keinen Spaß. Dass wir hier feststeckten war ein Problem und ich rechnete auch nicht mit einem schnellen Räumen der Schienen. Das würde dauern, und es lag durchaus im Bereich des Möglichen, dass wir hier übernachten mussten. Nicht unbedingt im Zug, aber in Notunterkünften in Limoux.

Da konnten dann Turnhallen oder ähnliche Gebäude in Frage kommen.

Hella Fontaine war und blieb im Wagen verschwunden. Es war seit ihrem Eintritt eine gewisse Zeitspanne vergangen, und ich fragte mich, was sie so lange bei den Särgen festhielt. Dass es ein weiterer Abschied von den Eltern war, konnte ich fast nicht glauben.

Als wir den Wagen erreichten, stellten wir fest, dass der Einstieg nicht ganz aufgerissen worden war. Nicht einmal bis zur Hälfte. Die Lücke reichte aus, um einem Menschen Platz zu bieten.

Wir blieben neben dem Einstieg stehen und lauschten. Aus dem Innern war nichts zu hören, nur das leise Aufschlagen der grieseligen Körner erreichte unsere Ohren.

Suko stieg zuerst ein. Ich wartete, bis die Düsternis im Wagon seine Umrisse verschluckt hatte, dann folgte ich ihm und konnte im ersten Moment nicht viel sehen.

Durch die offene Tür drang Licht, durch schmale Schlitze an den Seiten ebenfalls. Der Gepäckwagen war nicht ganz gefüllt, aber viel Bewegungsfreiheit ließen uns die Kartons und Postsäcke auch nicht, die sich im Wagen verteilten.

Wir sahen auch Madame Fontaine. Sie hatte sich einen großen Karton als Sitzplatz ausgesucht und hockte so, dass die beiden Särge der Länge nach vor ihr standen.

»Komisch«, sagte sie, als wir eingestiegen waren. »Es hätte mich wirklich gewundert, wenn Sie nicht gekommen wären...«

Wir wussten selbst nicht, ob wir überrascht sein sollten oder nicht. Es lag eher in der Mitte. Denn wir waren davon ausgegangen, in Hella Fontaine schon eine besondere Frau zu sehen, die auch besonderen Aufgaben nachging.

Ich lehnte mich neben der Tür gegen die Wand und überließ

meinem Freund das Wort.

»Wieso hat Sie das nicht überrascht?«

Hella Fontaine zuckte mit den Schultern. »Das kann ich Ihnen konkret nicht sagen. Ich hatte einfach das Gefühl. Ein Gespür, Wissen. Ja, man bekommt im Laufe der Jahre eine gewisse Sensibilität, die man als junger Mensch nicht hat. Da lernt man es, die Menschen einzuschätzen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein«, erwiderte Suko.

»Dann muss ich wohl konkreter werden«, erwiderte sie fast seufzend. »Ich habe bemerkt, dass Sie sich über mich Gedanken gemacht und mich auch außerhalb des Abteils beobachtet haben. Da musste ich zwangsläufig damit rechnen, dass Sie hier erscheinen. Das ist nun mal so. Mir ist zudem aufgefallen, dass sie mit dem Beamten gesprochen haben, als ich einen kurzen Blick aus dem Wagen warf. Sie sehen zudem nicht so aus, als hätten Sie sich von ihm abspeisen lassen. Das ist es, was ich Ihnen von meiner Seite aus zu sagen habe. Ja, und jetzt sehen Sie mich neben den Särgen sitzen, und Sie wundern sich bestimmt, warum ich das hier tue. Sie machen sich Ihre Gedanken.«

»Stimmt«, erklärte ich, wobei ich über die Selbstsicherheit dieser Frau nicht mal so verwundert war. Sie wusste genau, was sie tat. Ihre Aktionen waren sicher. Eine wie sie war es gewohnt, den geraden Weg zu gehen und das mit aller Konsequenz.

Ich übernahm das Wort. »In der Tat wundert es mich, dass sie sich den Wagen haben öffnen lassen.«

Sie lächelte zu mir hoch. »Jetzt warten Sie auf eine Erklärung meinerseits.«

»Das allerdings.«

»Ganz einfach. Ich wollte nur schauen, ob noch alles in Ordnung ist und wollte auch noch mal Abschied nehmen, denn ich habe sehr an meinen Eltern gehangen. Man muss die Zeit

wirklich nutzen, Monsieur Sinclair. Ich will nicht unbedingt draußen stehen oder in meinem Abteil sitzen bleiben. Hier habe ich meine Ruhe. Was ist schon passiert? Ich bin keine Diebin.

Mich interessiert die andere Ladung nicht. Das habe ich auch dem Bahnbeamten klar machen können.«

»Dann war der Schein sicherlich groß genug, denke ich.«

»Ja, Monsieur Sinclair, das war er.« Sie räusperte sich. »Der arme Mann war froh.«

Ich ließ meinen Blick über die beiden Särge wandern. Sie gehörten wirklich zum Feinsten und waren bestimmt nicht billig gewesen. Dickes Holz, schwarz gestrichen und dann lackiert. Die Griffe zeigten einen goldenen Farbton und glänzten leicht.

»Was schauen Sie so skeptisch?«, fragte sie.

»Tue ich das?«

»Ja.«

»Sagen wir so, Madame Fontaine, ich wundere mich eben über ihr Verhalten.«

Sie warf den Kopf zurück und lachte leise. »Ja, so kann man es auch ausdrücken.«

»Das versteh ich nun wiederum nicht.«

»Dann will ich Ihnen die Antwort geben. Sie glauben mir nicht. Sie nicht und auch nicht Ihr Begleiter. Habe ich mich da korrekt ausgedrückt?«

»Irgendwie schon. Es ist tatsächlich ungewöhnlich, dass sich jemand vor zwei Särge setzt und in dieser Umgebung Abschied nimmt. Darüber muss ich erst nachdenken.«

»Ich habe an meinen Eltern gehangen. Sie sollten nur bis Limoux transportiert werden und dort ihre letzte Ruhestätte finden. Ist das so ungewöhnlich?«

»Nein.«

»Eben. Dann wundert mich Ihr Misstrauen. Und das Ihre ebenfalls, Monsieur Suko. Sie beide sehen aus, als wollten Sie, dass ich die Särge öffne, damit Sie sich davon überzeugen

können, dass tatsächlich meine alten Eltern darin liegen.«

»Wenn es sein muss«, sagte Suko und ließ alles Weitere offen.

Hella Fontaine sagte zunächst nichts. Sie strich mit der flachen Hand über den Deckel eines Sarges hinweg, als wollte sie durch diese Bewegung auch die Leiche streicheln, an die sie nur nicht herankam. Einen Kommentar gab sie nicht ab, aber für mich stand fest, dass das Geheimnis, das diese Frau umgab, nicht kleiner, sondern größer geworden war. Sie verbarg etwas vor uns, ein Geheimnis, das ich ihr gern entlocken würde. Aber noch saß sie auf dem Karton und lächelte. Wobei dieses Lächeln die Augen nicht erreichte, denn die schauten uns sehr skeptisch an.

»Sind Sie jetzt zufrieden?«

Das waren wir nicht. Da konnte ich auch für Suko mitsprechen. Wir wussten nur nicht, wie wir ihr das beibringen sollten. Hinzu kam noch etwas. Ich glaubte sogar, auf meiner Brust einen leichten Wärmestoß zu spüren, nicht so, dass er unbedingt auffiel, aber es war möglich. Nur traute ich mich nicht, nach dem Kreuz zu fassen. Ich wollte nicht auffallen. Aber wir mussten versuchen, Madame Fontaine aus der Reserve zu locken, denn die Veränderung ihres Lächelns deutete darauf hin, dass sie schon wieder Oberwasser bekommen hatte.

Mir fiel glücklicherweise die richtige Antwort auf ihre Frage hin ein. Zumindest hoffte ich, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. »Sie handeln mit Antiquitäten, nicht wahr?«

»Das sagte ich Ihnen doch.«

»Stimmt. Nur ist mir dabei ein Gedanke gekommen. Urplötzlich. Er muss auch nichts Besonderes zu sagen haben, aber ich denke schon, dass ich mal so ins Unreine reden kann, ohne dass Sie es mir verübeln, Madame.«

»Super, wirklich super. Na los, raus damit. Sagen Sie schon, was Sie denken.«

»Gern. Ich glaube, dass die Särge ...« Sie unterbrach mich

wieder. »Sie glauben, dass ich die beiden Särge benutze, um gewisse Dinge zu schmuggeln. Stimmt es?«

»Das haben Sie gesagt!«

»Aber Sie sind davon überzeugt?«

»Das nicht, Madame. Allerdings würde ich es auch nicht ausschließen. So etwas wäre nicht zum ersten Mal vorgekommen.«

»Ach, Sie reden wie ein Polizist.«

»Möglich, dass wir welche sind.«

»Nein«, murmelte sie und gestattete sich ein Lachen. »Nein, das sind Sie nicht. Das glaube ich nicht. Polizisten sehen anders aus, ganz anders. Sie sind einfach nur neugierig, das ist alles. Ich gebe Ihnen ein Rätsel auf. Sie haben sich geirrt. Ich bin keine Person, die wertvolle Antiquitäten in Särgen schmuggelt. Obwohl ich gestehen muss, dass dies schon öfter geschehen ist.«

»Eben«, sagte ich.

»Aber nicht bei mir.«

Suko, der zugehört hatte, beugte sich vor. Er schaute jetzt über die beiden Sarglängen hinweg. »Es ist seltsam, Madame, aber wir können Ihnen nicht so recht glauben.«

Sie nahm den Vorwurf gelassen hin und fragte nur: »Wollen Sie, dass ich die Särge öffne?«

Mein Freund sah mich an. Ich dachte an die leichte Erwärmung auf meiner Brust, hatte eine andere Idee und schüttelte den Kopf. Danach übernahm ich das Wort.

»Ich möchte nicht, dass Sie die Särge öffnen. Ich habe nur einen kleinen Test vor.«

»Bitte, wenn Sie wollen.« Sie gab sich lässig und überlegen und schlug die Beine übereinander. »Ich hoffe nur, dass dieser Test vorbeigeht, ohne dass Sie die Särge meiner Eltern öffnen. Es wäre ein Eingriff in die Persönlichkeit eines für Sie fremden Menschen.«

»Das versteht sich, Madame.«

»Dann bin ich gespannt.«

Ich ließ mir noch einen Moment Zeit und schaute sie von der Seite her an, weil ich wissen wollte, ob sie tatsächlich so sicher war, wie sie sich gab.

Angst oder Furcht lag nicht in ihren Blicken. Sie fühlte sich auch nicht wie eine Gefangene, sondern behielt die lässige Haltung bei, während ich die Arme hob und den Kragen der Lederjacke so weit nach hinten drückte, dass ich ohne Probleme an die Kette herankam, an der mein Kreuz hing.

Man kann es als langweilig ansehen oder auch nicht, aber der Test mit dem Kreuz hat mir schon oft genug geholfen. Und auch hier wollte ich nicht darauf verzichten.

Hella Fontaine und Suko schauten zu, wie ich das Kreuz hervorholte. Es geschah nicht besonders schnell. Langsam rutschte es an meiner Brust in die Höhe und dann - Sekunden später - lag es frei und war den Blicken zugänglich.

Suko lächelte nur verstehend, aber Hella Fontaine bekam große Augen. Der Ausdruck der Überlegenheit in ihrem Gesicht verschwand, dafür trat das Staunen in ihre Züge.

»Was ist denn das?«

»Ein Kreuz, wie Sie sehen.« Ich senkte die rechte Hand. Das Kreuz lag auf der Handfläche, und sie konnte es genau betrachten, obwohl das Licht nicht eben gut war.

Ich sah, wie sie den Kopf schüttelte. Nicht, weil sie das Kreuz ablehnte, das musste einen anderen Grund haben. Es war mehr Erstaunen. So etwas hatte sie noch nie gesehen, aber ihr Verhalten zeigte auch eine andere Seite. Sie sah es nicht unbedingt als ihren besten Freund an. Die Skepsis überwog, aber als Antiquitätenhändlerin musste sie auch ein berufliches Interesse an diesem Kleinod haben, sonst hätte sie ihren Job an den Nagel hängen können.

»Gefällt es Ihnen, Madam?«

Sie wirkte etwas unsicher. »Pardon, aber ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich habe so etwas noch nie gesehen,

denke jedoch, dass es sehr alt ist.«

»Das kann man sagen.«

»Auch wertvoll?«

»Für mich schon.«

»Das nehme ich an«, flüsterte sie. »Manche Teile bekommt man nie zu kaufen. Da kann man bieten, was man will. Sie sind einfach zu persönlich. Ich denke, dass es auch bei Ihnen so sein wird, Monsieur Sinclair.«

»Da gebe ich Ihnen Recht.«

Hella Fontaine strich einige Haare zurück. »Und warum haben Sie mir das Kreuz gezeigt, wenn Sie es doch nicht verkaufen wollen? Soll ich seinen Wert schätzen?«

»Nein, Madame! Nichts gegen Sie und ihre Schätzfähigkeiten, aber das hier läuft anders. Zu schätzen gibt es da nichts, denn dieses Kleinod ist unschätzbar. Man kann den Wert auch nicht einstufen, weil es einfach einmalig ist. Aber es ist nicht nur einfach ein Kreuz, Madame Fontaine. Es besitzt noch andere Eigenschaften. Es ist für mich so etwas wie ein Führer und ein Katalysator.«

»Ach...«

»Sie werden es sehen.«

Für einen Moment zeigte ihr Blick eine gewisse Unsicherheit, vielleicht sogar Furcht. Wie bei einem Menschen, der sich in einer Falle fühlt.

»Haben sie etwas Bestimmtes damit vor?«

»Ja, Madame Fontaine. Ich möchte Ihnen einen Test zeigen. Und ich denke, dass Sie möglicherweise überrascht sein werden, denn das Kreuz ist ein Gegenstand, der gewisse Dinge polarisiert. Aber das werden Sie möglicherweise selbst erleben. Schauen Sie zu.«

Ich hatte es spannend gemacht und sah auch, dass Hella Fontaine nicht mehr so locker dasaß. Ihre Haltung hatte eine gewisse Spannung bekommen, und sie wirkte jetzt wie jemand, der sprungbereit war.

Sie und Suko schauten zu, wie ich das Kreuz näher an die beiden Särge heranbrachte. Suko hatte mir den nötigen Platz geschaffen. Er stand jetzt dicht an der offenen Tür, ohne sie allerdings zu verdecken. Es sah so aus, als wollte er einen Fluchtweg versperren.

Ich stand Hella Fontaine gegenüber. Wir befanden uns in direktem Blickkontakt. Keiner von uns sprach ein Wort. Es war sehr still geworden, und selbst das leise Auftreffen der kleinen Schneekristalle hörten wir nicht mehr.

Mit dem Kreuz fuhr ich über beide Särge hinweg. Ich schwenkte es dabei von einer Seite zur anderen, um innerhalb einer kurzen Zeitspanne auch die beiden Ziele zu erreichen.

Es war ein Risiko gewesen. Ich hätte mich auch blamieren können, aber die leichte Erwärmung auf der Brust hatte ich mir nicht eingebildet. Und nun erntete ich den Erfolg.

Ich war ebenfalls überrascht, denn was da passierte, hätte ich nicht gedacht.

Das Kreuz reagierte, aber es strahlte nicht, denn darüber hinweg rann ein grünliches Schimmern ...

Damit hatte ich nicht gerechnet, und ich war ebenso sprachlos wie mein Freund Suko.

Grünliches Licht. Das ließ nur einen Schluss zu. Das Kreuz war nur ein Indikator, nicht mehr, aber es wies auf eine bestimmte Magie und auf eine bestimmte Welt hin - auf Aibon.

Ich sagte noch nichts. Ich hielt das Kreuz einfach nur in einer bestimmten Haltung, so dass es praktisch beide Särge abdeckte, hatte aber meinen Blick so ausgerichtet, dass ich nach vorn schauen und Hella Fontaine genau beobachten konnte.

Es war ihr nicht möglich, etwas zu sagen. Sie saß vor mir und sah mich an. Aber sie schaute mich nicht richtig an, denn ihr Blick wechselte zwischen mir und dem Kreuz hin und her.

Dem Gesichtsausdruck war zu entnehmen, dass sie wirklich keine Ahnung hatte und einfach völlig überrascht war.

»Sehen Sie es?«, fragte ich.

»Ja, ja ...« Sie schüttelte den Kopf und war noch immer von der Rolle. »Aber was ist das, verdammt? Warum leuchtet es grün? Was haben Sie damit gemacht, Monsieur Sinclair?«

»Ich habe nichts gemacht. Dafür trägt schon jemand anderer oder anderes Sorge.«

»Ach ja. Und wer - bitte?«

Ich ließ ihre Spannung ansteigen und antwortete noch nicht sofort. Sehr betont sprach ich dann nur ein Wort aus.

»Aibon!«

Alles änderte sich. Innerhalb eines Sekundenbruchteils verlor Hella Fontaine ihre Ruhe. Ohne Vorwarnung sprang sie auf, und es sah im ersten Moment so aus, als wollte sie auf die Tür zulaufen, um die Flucht zu ergreifen.

Suko stellte sich schon entsprechen auf, doch er brauchte nicht einzugreifen. Das blieb mir ebenfalls erspart. So sehr Hella Fontaine nach meinem Geschmack auch überreagiert hatte, so stark sackte sie jetzt wieder zusammen und ließ sich zurück auf ihren Platz fallen. Sehr schnell drückte sie beide Hände gegen ihr Gesicht.

Meine Eröffnung hatte sie geschockt. Das Wort Aibon musste ihr verdammt an die Nerven gegangen sein, denn sie war nicht mehr in der Lage, einen Kommentar zu geben. Ich hörte, dass sie gegen ihre Hände atmete und sah, wie sich ihr Kopf allmählich senkte, aber sie nahm die Hände nicht vom Gesicht weg.

Ich schaute zu Suko, der nur darauf gewartet hatte, denn er nickte und sagte mit leiser Stimme: »Es ist schon komisch, John, aber ich kann einfach nicht daran glauben, dass sich in

den beiden Särgen die Eltern befinden. Jetzt nicht mehr.«

»Stimmt. Es sei denn, sie sind Geschöpfe, die in Aibon leben. Das wäre etwas anderes.«

»Genau.«

Wir ließen ihr Zeit. Jetzt hoffte ich auch, dass der Zug noch eine Weile stehen blieb und sich dabei niemand für den Waggon hier interessierte. Dass allmählich die Kälte hineindrang und der Schneefall aufgehört hatte, nahm ich wie nebenbei wahr. Es war auch nicht wirklich wichtig. Jetzt ging es um andere Dinge, und wieder einmal hatte uns das Schicksal auf eine magische Spur geführt und uns einen Hinweis auf die Welt der Druiden gegeben.

So leicht kamen wir hier nicht raus, das stand fest. Aber das wollten wir auch nicht. Uns beide hatte das gewisse Fieber wieder gepackt, und wir wussten zudem, dass dies hier nichts anderes als ein Anfang gewesen war.

Die Hände der Antiquitätenhändlerin sanken langsam wieder nach unten. Sie präsentierte uns ein ausdrucksloses Gesicht mit Augen, die leer wirkten. Zwar schaute sie mich an, aber sie blickte auch gleichzeitig an mir vorbei.

Schließlich hatte sie sich so weit gefangen, dass sie etwas sagen konnte.

»Aibon«, brachte sie flüsternd über die Lippen. »Gütiger Himmel, wie kommen Sie auf Aibon?«

»Sie kennen sich aus?«

»Ich habe *Sie* gefragt.«

»Wir kennen das Paradies der Druiden«, erklärte Suko.
»Sogar recht gut.«

»Ja, ja«, stimmte sie mir zu, ohne jedoch glaubwürdiger zu wirken, denn sie schaute nach wie vor ins Leere. »Das weiß ich jetzt. Aber das ist kaum möglich. Aibon ...«, sie hob die Schultern. »Herrgott, das ... das ... ist eine Legende. Das ist etwas, was die meisten Menschen nicht kennen, hören Sie?«

»Wir schon.«

Das Kreuz schwebte nicht mehr über den Särgen. Ich hatte meine Hand wieder angehoben, meinen Talisman aber noch nicht weggesteckt. So konnte sie ihn ansehen. »Was ist das? Warum ... warum ist es plötzlich von diesem grünen Licht umflort gewesen?«

»Es geht um Aibon. Es ist nicht nur ein simples Kreuz, Madame. Es ist zugleich ein Indikator. Es ist der Gegenstand, der uns die Augen öffnen kann, und in diesem Fall hat er darauf hingewiesen, um was es hier wirklich geht.

»Aibon«, wiederholte sie.

»Ja, das stimmt.«

Hella saß da und schüttelte den Kopf. »Damit komme ich nicht zurecht. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.« Sie strich wieder über ihr Gesicht und schluckte. »Es läuft alles an mir vorbei, obwohl ich weiß, dass - ja, was weiß ich überhaupt?«

»Eben«, sagte Suko. »Was wissen Sie überhaupt? Das würde uns interessieren, Madame.«

»Nichts«, erwiderte sie schnell. »Ich weiß nichts. Ich weiß gar nichts. Tut mir Leid, wenn ich Ihnen nicht helfen kann. Aber die Dinge sind von mir nicht zu fassen. Ich muss sie akzeptieren, und das habe ich getan.«

»Wie den Tod Ihrer Eltern - oder?«

»Ja, wie ihn.«

»Pardon, aber das können wir Ihnen nicht glauben«, sagte Suko. »Tut mir Leid.«

»Was meinen Sie denn?«

Nach dieser Frage schaute Hella keinen von uns an, als wäre es ihr unangenehm, darüber zu reden.

»Das will ich Ihnen sagen, Madame. Sie haben gesehen, welchen Test mein Freund unternommen hat. Sie haben die Reaktion des Kreuzes erlebt. Können Sie wirklich behaupten, dass sie normal gewesen ist? Können Sie das mit Fug und Recht?«

Die Frage hatte sie noch tiefer getroffen und auch nervöser

gemacht. Sie leckte über ihre Lippen, hob die Schultern, schaute zu Boden und suchte nach einer Antwort.

»Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte sie dann mit sehr leiser Stimme.

Wieder sprach Suko. Und seine Worte hörten sich an, als wären sie mit mir abgestimmt worden. »Ich will darauf hinaus, dass in den beiden Särgen alle möglichen Wesen oder Personen liegen können, nur nicht Ihre Eltern.«

Genau das war der springende Punkt. So etwas wie zugleich ein Ergebnis. Die Frau reagierte nicht. Sie schaute stur zu Boden und ich merkte, wie sie ihre Hände bewegte. Sie ballte sie zu Fäusten, die auch Fäuste blieben. Sehr hart. Sogar die Knöchel traten hervor.

Ich mischte mich wieder ein. »Liegen in den beiden Särgen Ihre Eltern oder nicht?«

»Nein!«

Dass die Antwort so plötzlich erfolgte, überraschte uns, und wir schauten uns zunächst an, ohne etwas zu sagen. Die nächste Frage lag auf der Hand, und sie wurde zur Abwechslung mal wieder von Suko gestellt. »Wer liegt dann darin?«

Sie ließ sich Zeit und überlegte. Schließlich schüttelte sie den Kopf. »Nein, nein, das kann ich Ihnen nicht sagen. Tut mir Leid. Das ist unmöglich.«

»Sie *wollen* es nicht sagen.«

»Ja, Monsieur Sinclair. Ja, das ist der Fall. Ich kann und will es nicht sagen.«

»Und wir können das nicht akzeptieren.«

Meine Stimme hatte geklungen wie eine, die keinen Widerspruch duldet. Das wusste sie auch. Die Frau hob den Kopf und schaute mich aus Augen an, in denen ich den Widerspruch las.

Sie brauchte nichts zu erwidern. Was ich loswerden wollte, das bekam sie schon zu hören. »Wenn das so ist, Madame Fontaine, dann müssen wir die Särge öffnen.«

»Nein!« Es klang wie ein Schrei, und sie schüttelte den Kopf.
»Das können Sie nicht machen, verdammt! Die Särge bleiben zu. Tote brauchen ihre Ruhe ...«

»Falls es Tote sind«, meinte Suko trocken.

»Glauben Sie, dass ich Sie angelogen habe?«

»Ja.«

Hella Fontaine sah ein, dass sie sich in einer Klemme befand. Vergeblich suchte sie nach einem Ausweg, ihr zu entkommen, was sie nicht schaffte. Sie konnte sich drehen und wenden wie sie wollte, sie erlebte in uns eine Mauer, die nicht zur Seite wich.

Ich wollte es auf keine gewaltsame Auseinandersetzung ankommen lassen und versuchte es in aller Ruhe. »Was immer Sie auch vorgehabt haben, Madame, es kann in unser aller Interesse sein, wenn Sie uns mit ins Vertrauen ziehen.« Ich deutete auf die Särge. »Wir drei wissen, dass keine normalen Menschen darin liegen, sonst hätte das Kreuz anders reagiert. Es sind Geschöpfe aus der Welt der Druiden.

Welche genau, das weiß ich nicht, aber wir müssen es herausfinden, und Sie werden uns auch sagen, aus welchem Grund sie mit den beiden Särgen nach Limoux reisen wollen. Was haben Sie dort vor? Wen wollen Sie mit den Bewohnern von Aibon konfrontieren?«

Die Frau zitterte. Sie stand unter einem irren Druck. Ich konnte ihr Verhalten gut verstehen. Mir an ihrer Stelle wäre es kaum anders ergangen. Sie steckte in einer Zwickmühle, aus der sie einen Ausweg finden musste.

Schließlich stand sie mit einer ruckartigen Bewegung auf, raffte den Mantel zusammen und ging zwei Schritte zur Seite, aber nicht in Richtung Tür. Sie blieb neben den beiden Särgen stehen und schaute auf sie herab.

Nach einem tiefen Atemzug sprach sie. Ihre Stimme klang leise, war aber gut zu verstehen. »Ja, Sie haben Recht. Es sind nicht meine Eltern. Wären Sie es, würde ich nicht so aussehen,

denn in diesem Sarg liegen Geschöpfe, die nicht von dieser Welt stammen, sondern eben aus Aibon. Ich habe sie nur in die Särge gelegt, weil mir die beiden Totenkisten als sicheres Transportmittel erschienen, denn wer schaut schon gern in sie hinein.«

»Das kann ich nachvollziehen«, sagte ich. »Freiwillig würde ich es auch nicht tun.«

Hella verzog die Lippen. »Ich weiß nicht, was sie mit Aibon verbindet, es ist für mich schon mehr als ein Zufall, dass ich Sie getroffen habe, denn den meisten Menschen ist die Existenz dieses Reiches unbekannt. So gut wie keiner kennt es.«

»Sie wissen darüber Bescheid?«

»Ja.«

»Durch wen oder was?«

Abermals atmete sie schnaufend ein. »Es hängt mit meinem Beruf zusammen. Sie wissen ja, dass ich mit alten Masken handle, und ich bin einem Hinweis nachgegangen, der mich zu einer besonderen Maske bringen sollte. Es ist eine Druiden-Maske. Etwas ungemein Wertvolles. Ein Kleinod, wie ich es noch nie in meinem Besitz hatte. Aber ich wollte sie bekommen. Ich wollte sie, um alles in der Welt, bekommen und habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie zu finden.«

»Dazu brauchten Sie die beiden Särge?«

»Ja.«

»Warum?«, fragte Suko.

Hella hob die Schultern. »Weil es anders für mich nicht möglich war. Ich hätte es allein nicht schaffen können. Ich ... ich ... brauchte sie eben. Ich musste Helfer haben, die mir zur Seite stehen.«

Allmählich lichtete sich das Dunkel. »Und diese Helfer transportieren Sie in den beiden Särgen?«

»So ist es.«

»Dann spinnen wir den Faden weiter, Madame. »Wer sind diese Geschöpfe?«

Sie starrte Suko an und schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich Ihnen nicht sagen.«

Der Inspektor lächelte. »Ich denke, dass Sie das auch nicht müssen. Wir werden die Särge öffnen und schon herausfinden, wer sich darin befindet. Das haben Sie sich selbst zuzuschreiben.«

»Nein!« Ihre Antwort folgte spontan. »Nein, das lasse ich einfach nicht zu. Das können Sie nicht machen. Das ist ...«

»Was ist das, Madame? Es ist rechtens. Wir wollen die gesamte Wahrheit erfahren und Sie werden sie uns sagen. Nicht mehr und nicht weniger.«

Hella Fontaine schaute mich nach Hilfe suchend an, aber ich stand Suko bei. »Sorry, aber es gibt nur diese eine Möglichkeit. Damit müssen Sie sich abfinden.«

Noch mal versuchte sie es. »Sie wissen doch nicht, was Sie damit in die Wege leiten.«

»Nein, Madame, aber wir haben uns darauf eingestellt. Das kann ich versichern. Wer wie wir über Aibon informiert ist, den kann nichts so leicht erschüttern.«

Hella sagte nichts. Sie war nervös. Sie fuhr mit den gespreizten Fingern durch ihre Haare. Da der Zug auch weiterhin stand und wir Zeit hatten, drängte ich sie auch nicht und nach einer Weile stimmte sie durch ihr Kopfnicken zu.

»Also gut«, sagte sie mit einer schwer klingenden Stimme. »Wir werden den Sarg öffnen. Es geschieht auf Ihre eigene Gefahr, das muss ich noch hinzufügen.«

»Keine Sorge, wir kennen uns aus.«

Sie sagte nichts mehr, aber sie blieb auch nicht untätig. Wir gaben schon Acht, als ihre rechte Hand in der Manteltasche verschwand und ihr Blick einen verhangenen Ausdruck erhielt, aber sie holte keine Waffe hervor, sondern einen kleinen Gegenstand, den wir zuerst nicht erkannten, weil er zwischen ihren langen Fingern fast verschwand. Erst als sie die Hand drehte, sahen wir was sie da hervorgeholt hatte. Es war ein

Schlüssel. Klein, schmal und dabei silbrig glänzend.

Hella gab auch die Erklärung. »Die Särge haben Schlosser. Dazu passt dieser Schlüssel.«

»Sehr originell!«, kommentierte ich.

»Wollen Sie die Särge aufschließen?«, fragte sie.

»Nein, das überlassen wir Ihnen.« -

»Gut.« Sie nickte noch einmal, dann bückte sie sich und trat an das Ende des Sarges heran, der mir am nächsten stand. Es war nie ganz spannungslos zwischen uns gewesen, aber plötzlich hatte sich die Spannung verdichtet. Ich kam mir vor wie ein Junge, der darauf wartete, sein Geburtstagsgeschenk auspacken zu können. Ich hatte mir noch keine Vorstellungen darüber gemacht, was in diesem Sarg lag. Es konnten gefährliche Geschöpfe sein, aber auch weniger gefährliche, denn die gab es in Aibon ebenfalls. Geschöpfe, die man zu den Feen und Elfen zählte, aber mein Gefühl sagte mir, dass es in die entgegengesetzte Richtung führte. Aber das würde sich noch entscheiden.

Die Schlosser waren nicht unter oder in Höhe der Griffe angebracht worden, wie es eigentlich hätte normal sein müssen. Hella bückte sich an den Enden. Entweder an den Kopf- oder an den Fußteilen, und so waren diese Särge bestimmt Spezialanfertigungen für diese Frau, die uns auch weiterhin Rätsel aufgab.

Wir hörten ein leises Schnacken.

Beim nächsten Sarg erklang das gleiche Geräusch. Hellas Gesicht blieb dabei bewegungslos. Wir erkannten nicht, welche Gefühle sie beherrschten. Unberührt blieb sie bestimmt nicht davon.

Sie richtete sich wieder auf. Das Licht im Wagen war nicht das beste. Dennoch erkannten wir, dass sie blass geworden war.

»Bitte«, sagte sie mit spröder Stimme. »Wenn Sie wollen, können Sie die Deckel abheben.«

Auf nichts anderes hatten wir gewartet. Suko schaute mich an, ich ihn. »Na denn ...«, sagte mein Freund und bückte sich noch vor mir.

Wir fassten die beiden oberen Sarghälften in der Mitte an. Im Abheben dieser und ähnlicher Deckel hatten wir unsere Erfahrungen sammeln können und wir wussten beide, dass die Dinger alles andere als leicht waren.

In diesem Fall allerdings kamen sie uns noch schwerer vor. Wir mussten uns verdammt anstrengen, um die beiden Oberteile in die Höhe zu wuchten und drehten uns zusammen mit ihnen weg, ohne zuvor einen Blick in die Särge geworfen zu haben.

Das taten wir, als wir die Deckel hochkant gegen die Waggonwand gelehnt hatten.

Wir schauten hinein - und erstarrten!

In den Särgen lagen zwei Skelette!

Da täuschte uns auch das schwache Licht nicht. Was wir sahen, das sahen wir. Skelette, die nicht normal aussahen, denn schon beim ersten Blick war zu erkennen, dass es sich nicht um menschliche handelte. Sie waren einfach zu klein, und ihre Knochen schimmerten auch nicht bleich oder blass, sondern in einer blassen grünlichen Farbe, was uns nicht weiter überraschte, denn das Paradies der Druiden wurde eben durch diese Farbe bestimmt.

Aber es gab in Aibon zwei Seiten. Eine »normale«, in der sich Elfen, Feen und andere Märchengestalten wohl fühlten, und eine zweite, die von einem brutalen Herrscher regiert wurde. Von dem grausamen Druidenfürsten Guywano, der darauf aus war, das gesamte Land unter seine Kontrolle zu bekommen, was ihm bisher noch nicht gelungen war. Aber er gab trotzdem nicht auf.

Die relativ kleinen Skelette lagen unbeweglich vor uns. Wir bekamen die Gelegenheit, sie uns genauer anzuschauen, denn beide hatten wir unsere Leuchten hervorgeholt und strahlten sie an. Das Licht wanderte von den Füßen bis hoch zu den Köpfen und zugleich machten wir eine bestimmte Entdeckung.

Die Überreste konnten nicht von Menschen stammen. Der Knochenbau war einfach zu dünn und auch zu feingliedrig. Wessen Fleisch hier verwest war, der hatte nicht zur Spezies Mensch gehört, sondern zu einer anderen Gruppe von Lebewesen.

Ich bemerkte, dass Suko seinen Kopf drehte und schaute ihn ebenfalls an.

»Menschen, John?«

»Nein.«

»Was dann?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Du kannst es dir aussuchen, mein Freund. Wenn ich mir den Knochenbau so betrachte, dann kommt mir in den Sinn, dass es sich auch um Elfen handeln könnte.

»Haben Elfen Knochen?«

Gute Frage, die ich aus dem Stegreif auch nicht beantworten konnte. Es war möglich, doch wenn ich mir die feingliedrigen Wesen vorstellte, die uns im Paradies der Druiden ja begegnet waren, dann stimmte die Rechnung irgendwie nicht. Dann kam noch etwas anderes hinzu, eben dieses filigrane Knochengerüst, das wir bei diesen oft durchscheinenden Gestalten nicht gesehen hatten.

Wir selbst mussten uns die Antwort schuldig bleiben, aber vielleicht konnte uns Hella Fontaine weiterhelfen, die wir gemeinsam anschauten und die sich nicht vom Fleck gerührt hatte.

»Wer ist das?«, fragte ich leise und der uns umgebenden Stille angemessen.

Auf einmal konnte sie wieder lächeln. »Warum fragen Sie

mich das? Wenn Sie Aibon kennen, dann mussten Sie es wissen.«

»Wir kennen nicht alles«, erwiderte Suko, »aber wir glauben nicht, dass es sich um Elfen oder Feen handelt.«

»Nicht um Feen?« Sie legte den Kopf schief und lächelte. »Dann muss ich mich berichtigen. Sie scheinen doch nicht so viel zu wissen. Es sind nämlich Feen.«

»Tote also?«

Sie hob die Schultern. »Was immer Sie sagen, Inspektor. Oft ist es nicht so, wie es aussieht. Was tot ist, das muss nicht immer tot sein.« Mehr sagte sie nicht.

Ich deutete auf einen der offenen Särge. »Sie haben die beiden Skelette nicht grundlos mitgenommen, nehme ich an.«

»Das ist wahr.«

»Was hatten Sie damit vor?«

»Ich wollte sie nach Limoux bringen.«

Allmählich dünnte der Faden meiner Geduld aus. Sie stand da, sie wusste Bescheid, aber ihre Antworten waren so gehalten, dass sie alles und nichts sagte.

»Wohin nach Limoux. Und warum?«

»Sie sollen eine Grabstätte erhalten. Hier und nicht in Aibon. Das hatte ich vor.«

Jetzt wussten wir Bescheid, aber wir standen trotzdem noch wie die Ochsen vor dem Berg.

»Hätten Sie sie einbuddeln wollen?«

»Nein.«

»Was wäre dann mit ihnen geschehen?«

»Ich hätte sie in die alte Kirche gebracht. In die Katakomben.« Auf einmal konnte sie ihre Antworten flüssig geben. »Da hätten Sie dann ihr Grab finden können.«

Ich wollte es kaum glauben und schüttelte den Kopf. »Sie machen sich eine derartige Mühe, Madame? Das ... das ... kann ich einfach nicht nachvollziehen. Nein, das ist unmöglich. Ich glaube es nicht. Nur um eine Grabstätte, für zwei Skelette zu

finden, nimmt man nicht eine derartige Strapaze in Kauf. Da muss etwas anderes dahinter stecken und ich finde, dass Sie es uns sagen sollten.«

Sie sah unsere Gesichter. Sie erkannte unsere Blicke. Sie war nicht dumm und dachte nach. »Es sind gefallene Engel, die den Weg zu mir gefunden haben. Verirrte Engel, die ich nicht anders nennen kann. Sie werden mir den Weg zu meinem Ziel zeigen. Ich habe geschworen, die Maske zu finden, und nur sie sind in der Lage, dies zu tun. Durch sie komme ich an die Maske heran. Sie ist etwas so Einmaliges. Ihre Kraft ist einfach genial. Ich liebe sie.«

»Kennen Sie die Maske?«

»Nein. Aber ich habe von ihr gehört. Und ich weiß, dass ich sie besitzen muss.«

Wir hatten die Entschlossenheit aus ihrer Stimme herausgehört. In diesem Fall würde sie tatsächlich über Leichen gehen. Aber da hatten wir noch ein Wort mitzureden, und ich sagte: »Sie gestatten doch, dass wir Sie begleiten?«

Für einen Moment presste sie die Lippen zusammen. Man konnte erkennen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. Dann sagte sie mit zischender Stimme: »Die Maske würde euch töten!«

Ich zuckte die Achseln. »Wir haben die Gefahren, die in Aibon lauern, schon öfter erlebt und leben immer noch. So einfach ist das nicht. Es wird nur ein anderes Problem geben.«

»Welches?«

»Der Weg nach Limoux..Das Wetter hat uns allen einen Strich durch die Rechnung gemacht.«

Hella Fontaine ballte die Hände zu Fäusten. »Wir werden es schaffen«, erklärte sie mit harter Stimme. »Wir werden es schaffen, darauf können Sie sich verlassen. Oder ich werde es schaffen. Sie können sich zurückziehen.«

»Das glauben sie doch selbst nicht«, meinte Suko. »Machen Sie sich keine Sorgen. Wir werden es schon schaffen. Können Sie sagen, wie weit es bis Limoux ist?«

»Ein paar Kilometer.«

»Bis zu dieser Kirche?«

»Ja.«

»Die schaffen wir auch noch. Es ist doch mal etwas Neues, wenn Menschen durch den Schnee wandern und sich dabei zwei Skelette unter den Arm geklemmt haben. Oder sind Sie anderer Meinung, Madame Fontaine?«

Damit hatte sie nicht gerechnet, und sie bewegte unruhig die Hände. »Ich werde am Bahnhof abgeholt. Wir brauchen nicht mit den Skeletten durch den Schnee zu gehen.«

»Wer holt Sie ab?«

»Ein mir bekannter Transporteur. Ich habe ihn zum Bahnhof bestellt. Ich kenne ihn gut und ...«

Mein Lachen unterbrach sie. »Bei dem Schnee? Glauben Sie denn, dass er durchkommen wird?«

»Er bemüht sich. Ich zahle ihm genug«, erklärte sie mit harter Stimme.

»Und daran glauben Sie?«

»Ja, daran glaube ich.«

»Was macht Sie so überzeugt?«

Sie lächelte wie jemand, der genau weiß, dass er dem Gegenüber einen Schritt voraus ist. »Es gibt Handys. Ich habe mit ihm gesprochen und ihn an seinen Auftrag erinnert. Jean Blainaute hat versprochen, zu kommen. Dazu braucht er nicht unbedingt ein Fahrzeug. Er wird auf das zurückgreifen, was es schon früher gegeben hat. Auf ein Pferdefuhrwerk. Damit kann er es durch den Schnee schaffen, hat er versprochen.«

Suko und ich schauten uns an. Das war tatsächlich eine Möglichkeit. Daran hatte keiner von uns gedacht, und ich konnte mir ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen.

»Alle Achtung, Madame Fontaine, Sie wissen schon, wie die Dinge laufen. Wirklich.«

»Das lernt man als alleinstehende Geschäftsfrau«, erklärte sie kühl. »Es wird nur einige Verzögerungen geben, aber das ist

nicht tragisch. Jean Blainaut kommt, darauf können Sie sich verlassen.« Sie deutete auf die offenen Särge. »Ich denke mal, dass sie jetzt wieder geschlossen werden können.«

»Ja«, stimmte ich ihr zu. »Der gute Mann soll sich ja nicht erschrecken. Oder weiß er, welchen Inhalt er da wirklich transportieren muss?«

»Nein, das weiß er nicht.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Ich übernehme das«, bot sich Suko an. »Schau du dich mal draußen um, ob sich da was verändert hat.«

Es war ein guter Vorschlag, den ich augenblicklich in die Tat umsetzte. Ich trat bis an die Tür heran. Weiter zu öffnen brauchte ich sie nicht, und so streckte ich meinen Kopf nach draußen und merkte erst jetzt, Welch eine tolle Luft hier herrschte. So rein, wie ich sie selten eingeatmet hatte.

Ich sprang in den Schnee, der mir bis zu den Schienbeinen reichte und sah, dass sich die mächtigen Wolken verzogen hatten. Der Himmel schimmerte in einem hellen Blau. Sogar der Ball einer tief stehenden Sonne malte sich wie ein großes rundes Auge am westlichen Horizont ab. Dort übergoss er die Schneefläche mit einem leicht blutigen Schein, der sich immer mehr zurückziehen würde, weil die Sonne auch verschwand.

Vor mir sah ich die lange Zugschlange. Noch immer standen einige Reisende neben den Waggons und diskutierten. Die meisten allerdings hatten sich zurück in die Abteile verzogen und warteten darauf, dass etwas passierte.

Von der Stadt sah ich noch nichts, auch wenn die Luft so klar war. Ich vergaß für den Moment alle Sorgen und hatte den Eindruck, inmitten eines Wintermärchens zu stehen. Es war ein wirklicher Genuss, die klare Luft einzutauen.

Wege oder Straßen waren nicht zu erkennen. Ich wusste nur, aus welcher Richtung das Fuhrwerk kommen musste. So sehr ich auch Ausschau hielt, es war nichts zu sehen.

Auch der Mann, der den Waggon hier geöffnet hatte, ließ sich

nicht blicken. Wahrscheinlich würde er auch nicht mehr kommen und Hella Fontaine alles Weitere überlassen.

Aus dem Wagen hinter mir hörte ich die Stimme der Frau. Allerdings sprach Hella Fontaine nicht mit Suko, denn er gab keine Antwort. Ich glaubte nicht, dass sie Selbstgespräche führte und wollte wissen, was dort geschah.

Sehr schnell stieg ich wieder in den Waggon ein. Suko sagte tatsächlich nichts. Er hatte die Särge inzwischen wieder geschlossen und schaute mich an.

Hella Fontaine telefonierte. Sie sprach in ihr Handy, und wenn ich sie so betrachtete, sah sie nicht eben unglücklich aus.

»Wie läuft's?«, fragte ich Suko.

»Sie redet mit Blainaут.«

»Aha.«

Hella sprach sehr schnell. Wir mussten uns schon konzentrieren, um sie zu verstehen, doch das war nicht mehr nötig, denn sie klappte das obere Handydrittel nach vorn und steckte den Apparat wieder ein.

»Erfolg gehabt?«, fragte ich.

»Ja, Monsieur Sinclair, das habe ich tatsächlich. Ich kann mich auf meine Leute verlassen.«

»Dann kommt ihr Transporteur.«

Sie stemmte die Fäuste in die Hüften und nickte. »Er befindet sich bereits auf dem Weg. Manchmal sind zwei Pferdestärken besser als zweihundert.«

»Stimmt.«

»Dann werden wir warten müssen!«

Es ging ihr wieder besser, das hatte ich am Klang ihrer Stimme gehört, und ich sah auch, dass sie tief durchatmete, als wollte sie sich beruhigen. Sie hatte die Situation im Griff, aber ich war nach wie vor auf der Hut.

Ich wusste viel zu wenig über sie. So wenig, dass ich ihr nicht über den Weg traute. Sie wollte unbedingt an die Maske heran. Um dieses Ziel zu erreichen, würde sie auch über Leichen

gehen. So und nicht anders schätzte ich sie ein ...

Es war eine knappe halbe Stunde seit dem letzten Telefongespräch vergangen, als Hella Fontaine ihr angerauchtes Zigarillo durch die offene Tür nach draußen in den Schnee warf. Sie hatte in der Zwischenzeit zwei dieser kleinen Torpedos geraucht, wenig gesprochen und sich so gegeben wie jemand, der tief in Gedanken versunken ist. Sie hatte zu Boden geschaut, geraucht und sich um uns nicht gekümmert.

Abwechselnd waren Suko und ich ins Freie gestiegen, um Ausschau zu halten.

Es gab keine Veränderung am Zug. Die Wagenschlange stand noch immer auf der Stelle. Von Limoux her war die versprochene Hilfe noch nicht eingetroffen. Zwischendurch waren die Reisenden immer wieder vertröstet worden. Einige von ihnen hatten sich darauf nicht mehr verlassen, und waren zu Fuß durch den hohen Schnee in Richtung Stadt gestapft. Sie würden sich allein durchschlagen.

Genau das hätten Suko und ich auch getan. So aber warteten wir auf die versprochene Hilfe.

Hella Fontaine war an der offenen Tür stehen geblieben. Allerdings nicht, um die prächtige Winterlandschaft zu beobachten, sondern um Ausschau nach unserem Helfer zu halten. Mittlerweile war es dunkler geworden. Erste Schatten hatten sich über die weiße Fläche gelegt, denn von der Sonne sahen wir nicht mehr als ein letztes Glühen.

Wenn das so weiterging, würden wir erst in der tiefen Dunkelheit bei unserem Ziel eintreffen. Andererseits war es vielleicht gar nicht so schlecht, wenn es dämmerte. Dann würden die draußen stehenden Reisenden nicht so genau erkennen können, was wir aus dem Waggon luden.

»Er kommt!«

Die beiden Worte schreckten uns auf. Zu hören war nichts. Als Hella ihren Kopf drehte, da hatte sie die Lippen zu einem breiten Lächeln verzogen und nickte uns zu.

»Woher kommt er?«, fragte ich.

»Er hat einen Bogen geschlagen und muss nicht unbedingt am Zug entlang. Das ist schon von Vorteil.«

Suko dachte praktischer. Er zerrte die Tür so weit wie möglich auf und schaute ebenfalls ins Freie. Ich stellte mich neben ihn, und dann sahen wir, dass sich tatsächlich jemand, über die weiße Fläche hinwegbewegte oder auch kroch, denn so kam es uns vor. Durch die weiße Masse mit den Schattenfeldern darauf kämpften sich zwei Pferde voran, die einen längeren Wagen hinter sich herzogen. Vorn saß eine Gestalt. Eingehüllt in warme Kleidung wirkte sie wie ein gedrungener Eskimo.

Hella winkte.

Der Mann auf dem Wagen winkte zurück. Er bewegte die Zügel und gab den Tieren eine andere Richtung. Sie drehten sich schwerfällig durch den Schnee, bevor sie den direkten Kurs auf den zweitletzten Waggon nahmen, in dem wir warteten.

»Jetzt wird alles wie von selbst laufen!«, erklärte uns Hella Fontaine. »Darauf können Sie sich verlassen.«

»Sie sind davon überzeugt, dass Sie die Maske finden?«

Ein beinahe böser Blick erwischte mich. »Natürlich bin ich das. Alles ist vorbereitet.«

»Da sind wir gespannt.«

Hella schaute uns länger an. Sie runzelte dabei ihre Stirn und spielte so die große Skeptikerin. »Ich denke, Sie sollten es sich noch mal gründlich überlegen, ob sie mich begleiten wollen. Ich kann sie nicht daran hindern, aber es könnte gefährlich werden. Alte Masken können oft sonderbar sein. In ihnen steckt etwas, das man mit Worten schwer erklären kann, aber Sie sollten schon Acht geben.«

»Danke für die Warnung«, meinte Suko. »Aber wir beide

kommen schon damit zurecht.«

»Wie Sie wollen.«

Wir waren wirklich auf die Maske gespannt. Noch wussten wir nicht, was genau dahinter steckte, aber wir waren davon überzeugt, dass uns Hella Fontaine nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte. Es gab ein Geheimnis, das musste einfach so sein, und wir rechneten auch mit gewissen bösen Überraschungen, falls wir in die Lage gerieten, tatsächlich einen Blick auf die Maske zu werfen.

Hinzu kamen die beiden Skelette, die von Elfen oder Feen stammen sollten. Davon war ich noch nicht überzeugt, und wir wussten zudem nicht, welche Funktionen sie ausübten und warum sie überhaupt mitgeschleppt wurden. Keiner von uns traute Hella Fontaine über den Weg, auch wenn wir mittlerweile länger mit ihr zusammen waren. Sie hatte sich uns gegenüber nicht weiter erklärt.

Jedenfalls war sie eine Person, die ihr Ziel nicht aus den Augen ließ, und das konnte auch für uns noch gefährlich werden.

Bisher war es still gewesen. Zumindest von außen her waren kaum Laute oder Geräusche bis zu uns in den Waggon gedrungen. Die Reisenden hatten sich still verhalten. Sich aufzuregen brachte nichts. Sie mussten sich in ihr Schicksal ergeben.

Nun hörten wir etwas. Schnee knirschte. Zudem hörten wir das Schnaufen der Pferde. Auch die Tür war bis zum Anschlag geöffnet und wir vernahmen noch das Lachen eines Mannes und dann seine Stimme.

»Da hast du ja Glück gehabt, Hella, dass meine Gäule so brav und stark sind. Es war kein Vergnügen, sie durch den Schnee zu scheuchen.«

»Weiß ich, Jean. Du brauchst es ja nicht umsonst zu tun. Ich habe den Preis verdoppelt.«

»Weiß ich, meine Liebe.« Er sprach danach mit den Pferden, zog die Zügel an, und die beiden Gäule, über deren Rücken

dicke Decken als Schutz gegen die Kälte lagen, blieben stehen. Sie schnaubten und schüttelten dabei die Köpfe.

Von dem Mann auf dem Bock war nicht viel zu erkennen. Er hatte sich in einen grauen Mantel eingehüllt und den Kragen so hoch wie möglich gestellt. Auf seinem Kopf saß eine Fellmütze mit herabgeklappten Ohrenschützern. Vom Gesicht des Mannes war nicht viel zu sehen. Wir erkannten nur, dass Jean Blainaute nicht mehr der Jüngste war, denn seine Haut sah aus wie eine faltige Buchseite.

Er stieg vom Bock, kletterte zu uns in den Wagen und war nicht überrascht, als er uns sah. Ein knapper Gruß, dann schaute er auf die beiden Särge.

»Tote transportierst du doch wohl nicht - oder?«

»Nein.«

Blainaute lachte meckernd. »Hätte ich mir auch nicht vorstellen können. Echt nicht. Was ist es denn?«

»Mumien.«

»Ach!« Er lachte wieder. »Echt? Mumien? Sind das wirklich Mumien, die da in den Särgen liegen?«

»Du weißt doch, welchem Job ich nachgehe.«

»Ja, ja. Wer mit alten Dingen handelt, kommt wohl an Mumien nicht vorbei.«

»So ist es«, erklärte die Händlerin knapp. Sie wies auf die beiden Särge. »Wir sind nicht hier, um viel zu reden.

Wir sollten sie so schnell wie möglich umladen.«

Er schaute uns an. »Zu dritt kein Problem.«

Das sagte sich so leicht. Wenig später stellten wir fest, dass die Särge verdammt schwer waren. Einen Vorgeschmack dessen hatten wir schon bei den Sargdeckeln bekommen, doch das war kein Vergleich zu dem, was wir jetzt zu schleppen hatten.

Aber es klappte.

Wir konnten die beiden Totenkisten durch den offenen Ausstieg schaffen und schließlich auf die Ladefläche rutschen

lassen. Die Pferde bewegten sich dabei nicht. Sie standen wie festgewachsen im tiefen Schnee. Hin und wieder schüttelten sie ihre Köpfe oder schnaubten laut, so dass vor ihren Mäulern die kalte Luft als Nebelwolken entlangströmte.

Auch wenn die Schatten der Dämmerung immer dunkler und auch länger geworden waren, so hatte man unsere Aktion doch gesehen. Wir wurden angeschrien, aber es traute sich niemand in die Nähe, bis auf den Bediensteten, der Hella Fontaine die Tür des Waggons geöffnet hatte. Mit den Beinen stampfend und mit den Armen rudernd, bewegte er sich durch den tiefen Schnee und blieb keuchend bei uns stehen.

»He, was soll das? Was ist los, verdammt?«

»Wir laden aus!«, erklärte Hella.

»Das sehe ich. Na und?«

»Es ist nicht mehr Ihr Problem.« Sie trat dicht an ihn heran und drückte dem Überraschten etwas in die linke Hand.

Er schaute kurz hin und nickte. »Wenn das so ist, dann ist ja alles in Ordnung.«

»Genau. Wir verschwinden.«

Der Bedienstete wirkte erleichtert. Er bedachte uns noch mit schrägen Blicken. Bevor er eine Frage stellen konnte, kam Suko ihm zuvor.

»Ja, wir fahren auch mit, nachdem wir unser Gepäck geholt haben.« Er wandte sich an mich. »Ich gehe mal eben.«

»Und bringen Sie meinen Koffer bitte auch mit, wenn Sie können!«, rief Hella ihm nach.

»Ich bemühe mich.«

Der Mann von der Bahn sagte nichts mehr. Er war froh, aus dem Schneider zu sein und zog sich auch zurück.

Die Särge standen nebeneinander auf der Ladefläche des Wagens. Hella Fontaine kletterte zu Blaina auf den Bock, während ich mir die Särge als Sitzplatz aussuchte.

Suko erschien mit dem Gepäck. Es war für ihn kein Problem, die drei Stücke zu tragen. Zwar schauten ihm neugierige Blicke

nach, aber es blieb bei den Blicken, denn niemand rief ihm etwas nach, um ihn zu stoppen.

Ich wartete ab, bis Suko an die Ladefläche herangetreten war. Dann nahm ich ihm die Gepäckstücke ab und schleuderte sie hinter die Särge. Suko stieg ebenfalls auf und fand seinen Platz auf dem Sargdeckel.

Hella Fontaine drehte sich um. Dabei lachte sie uns an. »Geht es Ihnen gut?«

»Immer!«, rief Suko zurück.

»Dann können wir ja starten.«

Das hatte auch Blainaут gehört. Er knallte mit der Peitsche und schnalzte mit der Zunge.

Die Pferde schüttelten unwillig die Köpfe. Aber sie gehorchten und setzten sich in Bewegung.

Dass unsere Reise so weitergehen würde, hatten wir uns auch nicht vorgestellt ...

Es war die berühmte Fahrt durch den Schnee. Durch die herrliche Winterlandschaft, und es hätten eigentlich nur noch die Engel mit ihrem süßen Gesang gefehlt und mit Lichtern geschmückte Tannenbäume, dann wäre das Bild von einer Waldweihnacht perfekt gewesen.

Dass man woanders Weihnachten feierte, nahm ich nur am Rande meiner Gedanken wahr. Auch die Menschen im Zug waren unterwegs zu ihren Verwandten oder Bekannten gewesen. Sie würden das Fest ebenfalls nicht vergessen.

Es gab eine Straße. Auf der fuhren wir auch. Nur war sie nicht zu sehen. Der Schnee hatte alles unter sich begraben. Manchmal erschienen an beiden Straßenseiten einige Hügel. Darunter hielten sich Fahrzeuge verborgen. Um welche Fabrikate es sich bei ihnen handelte, war nicht zu erkennen.

Möglicherweise führte die Straße direkt in die Stadt hinein,

aber die nahmen wir nicht, denn wir bogen irgendwann ab und die Pferde zogen den Wagen samt Gewicht auf einen kleinen Wald zu, dessen Bäume mit Schnee beladen waren. Hin und wieder wurde die Last zu schwer, dann rutschte sie von den Ästen ab, wobei einige davon das Gewicht nicht aushielten und brachen.

Niemand außer uns war unterwegs. Aber wir sahen schon, wo die Stadt lag. Denn dort funkelten die hellen und leicht gelblichen Lichter wie ferne Sterne in der bläulich-grauen Dunkelheit, die ihren gewaltigen Pilz über die Stadt gelegt hatte.

Suko und ich unterhielten uns mit leisen Stimmen. Beide waren wir der Ansicht, dass wir noch einige böse Überraschungen erleben würden, aber wir konnten uns beim besten Willen nicht vorstellen, welche Funktion die zwei Skelette ausübten und in welcher Verbindung sie zu dieser seltsamen Druiden-Maske standen.

Das war uns beiden suspekt, doch der Griff Aibons in unsere normale Welt hinein war nicht zu übersehen.

Die Räder bewegten sich nur langsam durch den Schnee. Immer wieder knirschte diese dicke, weiße Pampe und es gab auch Stellen, an denen die Pferde Mühe hatten, den Wagen weiterzuziehen. Immer wieder kam es zu kurzen Stopps, weil der Wind am Rand des Waldes für Verwehungen gesorgt hatte.

Die Bäume hatten uns die Sicht auf Limoux genommen. Nachdem der Wald in einer Mulde verschwunden war und dort auslief, sahen wir die Stadt besser. Sie stand wie ein Schattenriss auf der hellen Fläche und erinnerte mich an ein Kunstobjekt, das irgendein Gigantomane erschaffen hatte.

Aber wir sahen auch eine Kirche, obwohl es schon dunkel geworden war, Und eine Kirche war unser Ziel, was mir auch nicht so recht in den Kopf wollte.

Hella Fontaine schien meine Gedanken erraten zu haben, denn sie drehte den Kopf. Wir sahen, dass sie lächelte und dabei zugleich den Kopf schüttelte.

»Sie brauchen sich keine Hoffnungen zu machen. Das ist nicht die Kirche, zu der wir hinfahren.«

»Wohin dann?«

»Sie werden es sehen, Suko.«

Uns blieb nichts anderes übrig, als uns hin und wieder zu bewegen, damit wir nicht auf den beiden Särgen festfroren. Es war jedenfalls alles sehr rätselhaft, und ich ging davon aus, dass die Rätsel auch bleiben würden, bis wir endlich am Ziel waren.

Es ging weiter. Aber die Stadt blieb entfernt. Einge Bauten tauchten zwar auf, doch sie waren vom Schnee regelrecht überschüttet worden, und es schimmerte auch kein Licht hinter irgendwelchen Fenstern. Sie sahen von Menschen verlassen aus.

Die Pferde kämpften sich voran. Trotz der Kälte schwitzten sie. Über den Decken dampfte es und ihr Schnauben hörte sich mehr an wie ein Keuchen.

Aber sie trotteten weiter in die Dunkelheit hinein, die auch Stunden später nie so dunkel sein würde wie im Normalfall, denn der Schnee reflektierte immer.

Es war schon ein ungewöhnliches Abenteuer, mit dem uns das Schicksal mal wieder konfrontiert hatte.

Weiter ging die Reise. Tiefer in den Schnee und die Einsamkeit hinein. Aber auch in eine leere Landschaft, denn in dieser Umgebung gab es weder Häuser noch Waldstücke.

Bis auf einen Rest, der aus dem Schnee hervorragte. Es war ein Gebilde, und es war nicht ganz von der weißen Decke erwischt worden. An einer Seite hatte der Wind die weiße Pracht gegen die Mauer geweht und dort hochgeschaufelt, doch von vorn sah dieses Gebilde aus wie eine Kirche. Oder eine Kapelle, denn nichts war besonders groß und selbst der kleine Turm fiel kaum auf.

Die Pferde mussten den Wagen noch ein paar Meter ziehen um so nahe wie möglich an den Bau heranzukommen. Erst als

sie standen, schnaubten und ihre Köpfe schüttelten, konnten wir von der Ladefläche steigen und die Tiere hatten endlich die Chance, sich auszuruhen.

Besonders lang war die Fahrt nicht gewesen. Und doch hatten wir uns nicht stark genug bewegt, denn als wir aufstanden und unsere Glieder streckten, da merkten wir erst mal, wie steif wir geworden waren.

Beide sprangen wir in den Schnee und versanken auch hier bis fast zu den Knien.

»Abladen!«, kommentierte Hella Fontaine. Sie lachte danach. Sie war guter Laune und das zeigte sich auch an ihrem Gehabe. Durch den Schnee war es hell genug, um das Strahlen in ihren Augen zu sehen, zu dem auch das breite Lächeln passte.

Sie winkte Jean Blainaute heran und wies ihn an, ebenfalls mit anzupacken. Sie selbst machte keine Ausnahme, und so luden wir die zwei Särge zur gleichen Zeit ab.

Jean keuchte und sagte dann: »Was ist nur darin? Eisen?«

»Nein. Aber ich habe keine Kosten und Mühen gescheut, um die Särge herstellen zu lassen. Es sind Unikate.«

»Gibt es das denn heute noch?«, fragte ich.

»Klar.«

Die Särge wurden abgestellt und sanken etwas in den Schnee ein. »Wo kann man sie machen lassen?«, erkundigte sich Suko.

»Ich habe da meine Beziehungen spielen lassen. Aber der gute Mann lebt nicht mehr. Es ist sein letzter Auftrag gewesen.« Sie fügte als Kommentar ein so hämisches Lachen hinzu, dass wir misstrauisch wurden und uns schon Gedanken darüber machten, wie wir diese Worte auslegen sollten.

Die Frau ging aber nicht näher darauf ein, sondern ließ uns stehen. Schwerfällig bewegte sie sich durch den tiefen Schnee auf den Eingang der kleinen Kirche zu. Es gab ihn praktisch nicht mehr. In der Mauer befand sich nur ein vierseckiges Loch, durch das der Wind Schnee in das Innere geweht hatte.

Die Frau blieb zunächst verschwunden, und wir wandten uns

an Jean Blaina ut.

»Kennen Sie Hella Fontaine schon länger?«, fragte ich.

Der Kutscher zuckte mit den Schultern. »Ja, wie man's nimmt.«

»Nur beruflich?«

»Klar. Ich habe hin und wieder Fuhren für sie erledigt, wenn größere Teile zu transportieren waren. Aber immer mit meinem Wagen und nicht mit dem Fuhrwerk. Das ist nur für Notfälle gedacht.« Er legte den Kopf zurück und lachte. »Und so ein Notfall ist tatsächlich eingetreten. Hätte ich auch nicht gedacht.«

»Haben Sie schon mal Särge transportiert?«

Jean schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Nein, das hier ist eine Premiere. Wenn ich ehrlich sein soll, dann habe ich ein komisches Gefühl. Aber was soll ich machen? Ich bekomme gutes Geld dafür. Und jetzt ist die Sache auch erledigt. Ich werde wieder nach Hause fahren und mir in der warmen Bude einen guten Rotwein und eine Zigarette gönnen. Das habe ich mir verdient.«

»Stimmt.«

»Was ist denn mit euch?«

»Wir bleiben noch.«

»Hat sie euch engagiert?«

»Kann man fast so sagen.«

Ich hörte ihm nicht mehr zu, weil Suko wieder zurückkehrte. Er war bis zum Eingang dieser kleinen Kirche gegangen, die mehr einer Ruine glich. So etwas begegnete uns nicht zum ersten Mal. Als er neben mir stehen blieb, fragte ich:

»Hast du nichts gesehen?«

»Doch. Aber ich weiß nicht, wie ich es einordnen soll. Wie es aussieht, ist schon seit langer Zeit niemand mehr in der Kirche gewesen. Sie ist einfach nur leer. Keine Bänke, keine Stühle, keine Bilder an den Wänden, keine Kreuze und so weiter ...« Er schaute Blaina ut fragend an. »Kennen Sie sich mit dieser

Kirche hier aus?«

»Nicht besonders.«

»Warum nicht?«

Jean schaute nach links. »Nun ja, man braucht nicht eben ein großer Rater zu sein, um erkennen zu können, dass sie nicht mehr benutzt wird. Schon seit langer Zeit nicht mehr. Ich bin hier groß geworden und kann mich nicht erinnern, dass die Kirche jemals als ein Ort für eine Messe gedient hat.«

»Dann hat man sie verfallen lassen?«

»Ja, muss wohl so sein.«

Wir merkten beide, dass Jean nicht so recht mit der Sprache herausrücken wollte.

»Hören Sie«, sagte ich, »etwas stimmt doch mit diesem seltsamen Bau nicht. Das können wir aus Ihren Worten heraushören.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, erwiederte er verstockt und schaute zu Boden.

Das wollte ich nicht akzeptieren. Deshalb setzte ich nach.
»Gibt es keine Geschichte, die sich um die Kirche rankt?«

Da hatte ich einen wunden Punkt getroffen. Er senkte den Kopf, blickte auf den Schnee und nickte schließlich, bevor er sich zu einer Antwort bequemte.

»Ich kenne die Geschichte auch nur aus Erzählungen, aber ich habe gehört, dass man sie schon vor Jahren entweiht haben soll.«

»Was hat man getan?«

Jean schaute mich an und winkte zugleich ab. »Ich weiß ja nicht, ob das alles der Wahrheit entspricht, aber etwas muss schon dran sein, sonst hätten die Leute die Kirche ja nicht gemieden und auch verfallen lassen.«

»Reden Sie doch!« Ich wollte eine Antwort haben, bevor Hella Fontaine zurückkehrte.

»Das ist eine böse Geschichte.«

»Auch wahr?«

»Kann sein.« Er schaute sich unangenehm berührt um. »Nun ja, man soll hier alles auf den Kopf gestellt haben. Da sind Menschen gekommen, um einen Götzen anzubeten.«

»Den Teufel?«

»Weiß ich nicht. Hoffentlich nicht. Aber die normalen Leute haben die kleine Kirche nie mehr betreten. Das muss schlimm gewesen sein. Man hat immer von einem schrecklichen Heulen gesprochen, das in manch finsternen Nächten zu hören gewesen war.« Er blies die Luft aus, die mir als warmer Strom entgegenwehte. »Genaues kann ich wirklich nicht sagen. Ich bin ja nicht dabei gewesen.«

»Die Kirche ist dann von allein verfallen?«

»Nein, das nicht. Man hat sie zerstört. Aber das waren die normalen Gläubigen. Sie konnten einfach nicht akzeptieren, was dort geschehen ist. MUSS man auch verstehen, meine ich.«

»Ja, da haben Sie Recht.«

Hella Fontaine kehrte zurück, ob sie etwas von unserer Unterhaltung gehört hatte, wussten wir nicht. Sie jedenfalls tat so, als wäre nichts geschehen.

»Ich habe nachgeschaut. Es ist alles klar.«

»Was meinen Sie?«, fragte ich.

»Wir können die Särge in die Kirche schaffen.«

»Okay.«

Wieder hoben wir die Totenkisten an und schleppten uns damit ab. Es war nicht leicht, mit diesem Gewicht durch den tiefen Schnee zu gehen, aber wir schafften die Strecke, ohne dass uns die schweren Särge aus den Händen rutschten.

In der Kirche gingen wir wieder über einen normalen Boden. Suko hatte sich nicht geirrt. Es gab hier wirklich nichts, was an eine normale Kirche erinnerte, in der auch eine Messe gefeiert wurde. Der große Raum war leer geräumt. Außerdem zog es, denn die Fenster hatten keine Scheiben mehr, und da hatte der Wind freie Bahn.

Die große Überraschung kam noch, als wir uns dort befanden,

wo meiner Ansicht nach vor langer Zeit einmal der Altar seinen Platz gehabt hatte. Er hatte wohl auf einer Platte gestanden, die aber gab es nicht mehr. Dafür standen wir vor einem großen viereckigen Loch, das eigentlich dunkel hätte sein müssen, was es aber nicht war, denn aus der Tiefe flackerte uns ein Lichtschein entgegen, der darauf schließen ließ, dass er von Fackeln abgegeben wurde.

»Sollen wir die Särge dort hinunter schaffen?«, fragte ich.

»Das war so vorgesehen.« Hella lächelte uns fast freundlich an. »Aber keine Sorge, die Treppe ist breit genug.«

Da hatte sie Recht. Die Stufen waren nicht so steil, und so konnten wir die Särge transportieren, auch wenn es wieder eine verdammt große Mühe bereiten würde.

Normalerweise hätten wir uns umdrehen und wieder verschwinden können, genau das wollten wir jedoch nicht tun. Schritt für Schritt hatten wir uns dem Ziel genähert, und jetzt, kurz vor dem Erreichen, wollten wir auch nicht kneifen.

Suko und ich durften vorgehen. Es war wirklich nicht einfach, sich mit dem schweren Sarg abzuschleppen, aber auch das packten wir, und es kümmerte uns nicht, dass der Sarg zwischen unseren Griffen schaukelte. Wir waren froh, als wir das Ende der Treppe erreichten und den Sarg abstellen konnten.

Bereits beim Aufrichten schauten wir uns um. Es stimmte. Das Licht hier stammte von Fackeln, deren Schein ein Gewölbe ausleuchteten, das durchaus den Namen Saal verdiente. Ein Saal unter der Erde. Eine zweite Kirche unter der normalen, denn die Umgebung hatte etwas von einer Kirche. Wer sie hier unten geschaffen hatte, der musste an einen Tempel gedacht haben, denn es waren sogar Säulen gebaut worden, die für ein Abstützen der Decke sorgten.

Helles Licht, das jeden Winkel ausleuchtete, hätte uns sicherlich gut getan, doch das war leider nicht vorhanden, und so mussten wir uns mit dem zufrieden geben, was wir sahen.

Jean Blainaut war es hier unten nicht geheuer. So wie er sich

umschaute, war ihm anzusehen, dass er sich in dieser Region zum ersten Mal aufhielt. Dass er dabei fror, lag sicherlich nicht nur an der normalen Kälte, das hatte auch etwas mit seiner inneren Verfassung zu tun. Hier konnte sich ein normaler Mensch nicht wohl fühlen.

Ich dachte daran, dass es Hella Fontaine um eine Maske ging, doch von ihr sah ich nichts.

Jean Blainaut räusperte sich. Dabei zeigte er ein verlegenes Lächeln, als wäre ihm all das, was er erlebte, mehr als unangenehm. »Dann ... dann werde ich hier wohl nicht mehr gebraucht.«

»So ist es«, erklärte Hella.

»Ich kann gehen?«

»Sofort. Aber ich gehe noch eben mit hoch. Es gibt da noch einige Dinge, die wir regeln müssen. Ich werde in Zukunft wahrscheinlich öfter auf Ihre Hilfe zurückgreifen müssen.«

»Ja, das wäre gut.«

Sie kümmerte sich nicht mehr um den Mann. Jetzt waren wir an der Reihe. »Sie können hier unten auf mich warten.« Dann griff sie in die Tasche und warf Suko den kleinen Schlüssel zu. »Da, Sie wissen schon, wie Sie sich nützlich machen können.«

»Danke, das denke ich auch.«

»Dann wollen wir mal«, sagte Hella und ließ uns ohne ein weiteres Wort der Erklärung zurück.

Jean Blainaut und Hella Fontaine gingen die breiten Stufen der Treppe hoch. Die Frau hatte den Mann bewusst vorgehen lassen. Sie schaute auf seinen Rücken, und sie wusste auch, dass sich dieser Mann nicht umdrehen würde. So konnte sie sich die Zeit nehmen, eine Pistole aus der Tasche zu ziehen und sie durchzuladen. Das dabei entstehende Geräusch fiel Jean nicht auf, denn er wollte so schnell wie möglich die Kirche

verlassen und wieder zurück zu seinen Pferden gehen.

Es dauerte nicht lange, da sanken ihre Beine wieder tief in den Schnee ein.

Das machte Jean nichts aus. Die Kirche war nicht sein Fall. Ihre unterirdische Welt schon gar nicht. Er war gespannt, wie die Leute reagieren würden, wenn er davon in der Stadt erzählte. Da musste etwas getan werden. Das war ein unheimlicher Ort. Er hatte auch das Gefühl gehabt, dass dort das Böse oder etwas anderes Grausames eine neue Wohnstatt gefunden hatte.

Schlimm...

Die Pferde hatten sich nicht vom Fleck gerührt. Mit gesenkten Köpfen standen sie da und schauten in den Schnee, als gäbe es dort etwas Bestimmtes zu entdecken.

Trotz der Decken würden sie frieren, und der Mann klopfte ihnen einige Male gegen die Hälse. »Keine Sorge«, flüsterte er ihnen zu, »ihr werdet es bald wieder warm haben.« Danach drehte er sich um und schaute Hella Fontaine an, die ihm gefolgt war. »So, wie war das denn mit den Terminen, die wir besprechen wollten?«

Mit der linken Hand, die nicht in der Manteltasche steckte, winkte sie ab. »Ach, ich habe es mir anders überlegt.

Das regeln wir später. Fahr erst mal los.«

»Ist auch egal.«

Er stieg auf den Bock. Jetzt war zu spüren, wie sehr die Kälte drückte. Mit der Dunkelheit waren die Temperaturen noch um ein paar Grad gefallen.

Auf dem hellen Teppich hatte sich bereits eine glitzernde Eiskruste gebildet. Die Welt um die Kirche herum war völlig erstarrt. Es gab kein Leben mehr.

Hella blieb neben dem Spediteur stehen. »Eine Frage hätte ich noch. Finden die Tiere den Weg auch allein nach Hause?«

»Ich denke schon.«

»Das ist gut.«

»Wieso?«

Sie gab einem Tier einen Klaps. »Los, zieht ab.«

Das taten sie nicht. Sie mussten erst die Stimme ihres Herrn hören, der sie ansprach und dazu noch mit der Peitsche knallte. Das waren sie gewohnt, und so setzten sie sich mit schwerfälligen Tritten in Bewegung und zogen los.

Jean schaute sich nicht ein einziges Mal um. Deshalb sah er auch nicht, wie Hella Fontaine die Pistole aus der rechten Manteltasche holte. Sie ließ sich Zeit und zielte genau.

Der Kopf und auch ein Teil des Rückens malten sich auf dem Kutschbock ab. Für einen guten Schützen nicht zu verfehlern, und Hella zählte sich dazu.

Sie zielte genau.

Dann drückte sie ab.

Zwei Mal schoss sie.

Die Schüsse klangen in dieser Stille anders als sonst, aber nicht unbedingt lauter. Es hörte sich auch an, als wären Äste unter einer Eislast gebrochen.

Der Mann auf dem Bock zuckte nur einmal zusammen. Er blieb auch aufrecht sitzen, zumindest in den folgenden Sekunden. Dann aber sackte er nach vorn und zugleich zur Seite, verlor die Zügel aus den schlaff gewordenen Händen, was die Pferde allerdings nicht störte. Sie trotteten ihren Weg weiter, weil sie sich instinktiv dorthin begeben würden, wo die Wärme eines Stalls auf sie wartete.

Hella Fontaine konnte das egal sein. Sie war mit sich und dem Verlauf sehr zufrieden. Zwei Zeugen hatte sie bereits aus dem Weg geschafft. Zum einen den Sargmacher, zum anderen jetzt den Transportunternehmer. Aber die Sache war noch nicht beendet. Es blieben zwei weitere, die ihr gefährlich werden konnten. Und diese Männer waren anders als die normalen, das wusste sie. Besonders der Blondhaarige mit seinem Kreuz.

Hella spürte einen leichten Schauder im Nacken, als sie an sie dachte. Da hatte sich das Schicksal nicht eben auf ihre Seite

gestellt. Um sie zu beseitigen, damit es keine Zeugen mehr gab, brauchte sie eventuell Hilfe.

Um die zu erhalten, musste sie noch einen Schritt weitergehen und den beiden auch mehr zeigen.

Aber das würde kein Problem sein, wenn es denn so weit war. Denn was dann passierte, damit konnten sie auch nicht rechnen.

Deshalb war sie nicht zu pessimistisch, als sie den Rückweg antrat, um wieder in die Unterwelt der Kirche zu gehen ...

»Warum ist sie mit Jean gegangen?«, fragte Suko. Es war nicht die erste Frage mit dem gleichen Text. Er war von einem Misstrauen beseelt, das meines übertraf.

»Kann sein, dass sie wirklich etwas zu bereden haben.«

»Hm. Glaubst du das?«

»Nicht so richtig.«

»Eben.«

»Willst du ihr denn folgen?«

»Nein.« Suko schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig, John. Sie wird schon zurückkehren. In der Zwischenzeit können - *wir* uns hier ein wenig umschauen.«

Da hatte er genau meinen Wunsch getroffen. Auch ich wollte mir diesen unterirdischen Saal aus der Nähe anschauen, der meiner Ansicht nach nicht viel mit einer Kirche zu tun hatte, wie der Raum über uns auch nicht. Hier hatten Menschen etwas geschaffen, das nicht dazu diente, eine normale Messe zu feiern.

Es ging um eine Maske. Um eine Druiden-Maske. Aber genau die entdeckten wir nicht im leicht unruhigen Schein der Fackeln. Dafür fiel uns etwas anderes auf, als wir weiter nach vorn auf die andere Seite zugingen. Es gab in der Wand so etwas wie eine Tür, aber es war keine normale Tür, die sich

auch normal öffnen ließ. Sie war im Mauerwerk nur angedeutet. Sie besaß einen Spitzbogen, der wiederum auf die maurische Bauweise der Araber hinwies.

Ich blieb vor dieser angedeuteten Tür stehen und leuchtete ihre Umrisse mit einer kleinen Lampe ab. Auch das Licht brachte mir keine Aufklärung. Es gab nichts, was an eine normale Tür erinnerte. Kein Schloss, keine Klinke, sie war wirklich nur innerhalb des Gesteins angedeutet worden.

Komisch...

Ich drehte mich wieder um. Suko ging noch immer die Wände ab und suchte nach irgendwelchen Hinweisen, aber auch die waren nicht zu finden, wie er mir achselzuckend mitteilte.

»Dann weiß ich wirklich nicht, was wir hier noch sollen, John.«

Ich lachte auf. »Das wird uns Hella schon sagen können. Mach dir darüber keine Gedanken.«

»Traust du ihr?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

Wir hatten nicht laut zu sprechen brauchen. Eine halblaute Stimme reichte schon aus, denn hier in diesem unterirdischen Teil herrschte eine besondere Akustik.

»Sie sucht eine Maske«, sagte Suko.

»Irrtum. Sie weiß bereits, wo sie die Maske finden kann. Sie ist hier - hier unten.«

»Da bist du sicher?«

»Ja. Wenn das stimmt, was uns erzählt wurde, dann hat man hier an dieser Stelle auch gewisse Feste gefeiert, die einem Götzen zu Ehren gehalten wurden. Dass mir dabei ein bestimmter Gedanke kommt, kannst du sicherlich verstehen.«

»Guywano!«

»Genau. Wer oder was sonst? Wer ist denn der mächtigste Götze im Paradies der Druiden? Nur schade, dass er auf der falschen Seite steht. Aber so ist das nun mal. Ich kann mir eben

gut vorstellen, dass Hella voll auf ihn abfährt. Deshalb auch die Maske.«

»Erwähnt hat sie ihn aber nie!«

Ich zuckte mit den Schultern. »Musste sie das? Ich denke nicht. Aber ich frage mich noch immer, weshalb sie die beiden Skelette mitgeschleppt hat. Oder die Mumien, wie sie sagt. Das will mir nicht in den Kopf. Was haben die Toten zu bedeuten?«

»Könnte man sich auf eine Opfergabe verständigen?«

»Tote Elfen oder Feen?« Ich verzog den Mund. »Nein, daran glaube ich nicht. Und es steht auch nicht fest, ob wir es hier wirklich mit Wesen aus der positiven Welt zu tun haben. Das liegt alles noch in der Schwebe. Um hier Antworten auf Fragen zu bekommen, müssen wir warten, bis Hella wieder hier ist.«

»Und dein Kreuz hilft dir auch nicht weiter?«

Ich holte es aus der Tasche und ließ es auf meiner Handfläche liegen. »Siehst du das?«

»Nein, das ist eben das Problem!«

»Aibon, Suko. Das Kreuz ist kein Allheilmittel. Es hat die andere Seite gespürt, als es über den Särgen schwebte, aber es ist nicht in der Lage, etwas zu zerstören. Da hast du es mit deiner Dämonenpeitsche besser, aber lass sie jetzt lieber stecken. Auch wir wollen unsere Trümpfe nicht alle auf einmal ausspielen.«

»Da hast du Recht.« Suko drehte sich von mir weg und ging zur Treppe. Er schaute die Stufen hoch und machte sich Sorgen um Jean Blainaute, das wusste ich. Auch ich dachte darüber nach, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir mitgegangen wären. Jetzt war es zu spät, daran noch etwas zu ändern, denn vom Ende der Treppe her hörten wir Schritte. Hella Fontaine kehrte zurück. Es konnte keine andere Person sein, die den Weg in diese Welt hier fand.

Es dauerte nicht lange, da erschien ihre Gestalt auf den letzten Stufen der Treppe, und nach einem weiteren langen Schritt nach vorn geriet sie in den unruhigen Lichtschein, der ihre

Gestalt leicht gespenstisch erscheinen ließ. Da war die Blässe des Gesichts verschwunden. Hell und Dunkel verteilte sich dort, und so sah das Gesicht aus wie eine lebende Maske.

Neben den beiden Särgen blieb sie stehen und nickte uns zu. Dabei lächelte sie.

»Alles erledigt?«, fragte Suko.

»Ja, es lief gut. Jean war froh darüber, Folgeaufträge erhalten zu haben. Er ist ein Kleintransporteur und hat keine Mitarbeiter angestellt. Wenn es zuviel zu schleppen gibt, holt er sich mal einen Helfer. Ansonsten arbeitet er allein.«

Wir vergaßen den Mann wieder, denn die Gegenwart war für uns wichtiger. Ich deutete auf die beiden Särge und sagte: »Das hier also ist der Ort, für den sie vorgesehen waren.«

»Exakt.«

»Warum?«

»Sie sind sehr neugierig, Monsieur Sinclair.«

Ich zuckte die Achseln. »Das liegt in der Natur der Sache. Schließlich haben wir uns die Zugfahrt schon anders vorgestellt, wie Sie sicherlich nachvollziehen können.«

»Ja, das kann ich. Aber Sie haben Recht. Es ist genau der Ort, an dem ich die Särge haben wollte.«

»Warum?«

»Schauen Sie sich um. Was meinen Sie, wo wir hier sind?«

»Das sieht mir nach einem unterirdischen Tempel aus, sage ich mal.«

»Völlig korrekt. Es ist auch ein Tempel. Ein sehr alter sogar. Das haben die Menschen nur nicht gewusst, als sie die Kirche bauten. Sie haben gedacht, dass die neue Kirche auf den Mauern einer alten entstanden ist, doch das war ein Irrtum. Es gab hier keine Kirche im eigentlichen Sinne, es war eine Opferstätte, die weit mehr als tausend Jahre alt ist. Hier haben sich die Druiden getroffen und ihren Götzen Opfer gebracht. Natürlich nicht nur Rauchopfer, sondern auch Menschen, wenn es denn sein musste. Ihre Feinde verbluteten hier und auch

junge Frauen, die dem Mächtigen geweiht wurden.«

»Der sicherlich nicht namenlos gewesen ist«, erklärte Suko.

»Nein.«

»Wie heißt oder hieß er denn?«

Hella Fontaine zögerte die Antwort hinaus. Sie schaute uns prüfend an, als wollte sie herausfinden, was wir eventuell wussten und was nicht.

»Verraten Sie uns den Namen nicht?«

»Warum, Monsieur Suko? Ich denke, Sie können damit nicht viel anfangen.«

Ich mischte mich ein. »Haben Sie vergessen, dass uns Aibon nicht ganz unbekannt ist?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Dann dürften Sie nicht überrascht sein, wenn ich Ihnen den Namen sage, Madame Fontaine.«

»Nein.«

Sie war so sicher, doch ihre Sicherheit zerplatzte in den folgenden Sekunden. »Es kann sich nur um einen handeln, der einfach nicht zu vernichten ist. Guywano ...«

Ja, Hella war überrascht. Sie trat sogar einen Schritt zurück, und der lockere Ausdruck aus ihrem Gesicht verschwand. Es sah plötzlich so hölzern aus. Nur das Zucken der Lippen passte nicht so recht zu diesem wie eingefroren wirkenden Ausdruck.

»Habe ich Recht?«

Hella Fontaine musste sich noch fassen. Sie nickte schließlich und gab zu, dass es so war.

»Dann sind wir schon einen Schritt weiter«, erklärte ich. »Jetzt geht es darum, in welcher Verbindung man hier zu Guywano in der heutigen Zeit steht, und damit sind Sie gemeint.«

»Ich kenne ihn nicht!«

»Bitte, Madame. Sie kennen ihn nicht. Gut, das glaube ich Ihnen. Ich glaube Ihnen auch, dass sie ihm noch nie die Hand geschüttelt haben, aber Sie wissen über ihn Bescheid. Und Sie

sind darüber informiert, was an diesem Ort vor sehr langer Zeit geschehen ist. Wir kennen ähnliche Fälle und wissen deshalb, dass oft ein Erbe hinterlassen worden ist, das von den Menschen der mordernen Zeit stets gern angenommen wurde. Deshalb glaube ich, dass man auch hier davon sprechen kann.«

»Nicht schlecht«, gab sie zu.

»Kann es die Maske sein, hinter der Sie her sind?«

Hella Fontaine sagte zunächst nichts. Sie suchte nach einer Antwort. Vermutlich war sie doch überrascht, dass wir so viel wussten. Als sie schließlich antwortete, waren wir beinahe enttäuscht.

»Ja, Sie haben sich nicht geirrt. Es geht um die Maske. Um die alte Druiden-Maske, die ich finden will und die sich sogar hier unten befindet.«

»Sehr gut. Und wo?«

Sie sagte nichts mehr, streckte aber ihren rechten Arm aus und hielt ihn schräg in die Höhe gereckt. Da sie noch den Zeigefinger ausgestreckt hielt, konnten wir genau erkennen, wohin Sie deutete. Es war die obere Hälfte der in der Wand eingebauten Tür, die keine richtige war. Das erstaunte uns schon.

»Sie haben sich nicht geirrt?«, fragte Suko vorsichtig.

»Nein, das habe ich nicht.«

»Wir sehen nichts.«

»Das kann sich ändern.« Mehr sagte sie nicht, sondern drehte sich um und wandte sich den Särgen zu. An beiden Deckeln rüttelte sie und schaute Suko wütend an.

»Ich hatte Ihnen den Schlüssel gegeben. Warum sind die Särge noch nicht offen?«

»Wir sind nicht dazu gekommen.«

»Dann mache ich es.«

Sie erhielt den Schlüssel zurück, bückte sich und schloss die beiden Särge auf.

Wir halfen ihr dabei, die Deckel zu entfernen. Uns war jetzt

klar, dass die Lösung nicht mehr in weiter Ferne lag, denn nun würde sich auch die Funktion der Skelette erklären.

Wenn wir richtig hinschauten, dann standen die beiden Särge genau zur Tür hin gerichtet. Das heißt zu einer Tür, die nur als Andeutung oder Umriss zu sehen war.

Suko und ich hielten uns zurück, weil wir die Frau nicht stören wollten. Hella Fontaine machte sich an die Arbeit.

Unsere Anwesenheit musste sie vergessen haben, denn sie kümmerte sich bei ihren Aktivitäten nicht um uns.

Sie trug noch den langen Mantel, aber keine Kapuze bedeckte die Hälfte ihres Kopfes.

Mit beiden Händen umfasste sie den Inhalt des ersten Sargs und hob das Skelett an. So weit, dass es im Sarg sitzen konnte und auch nicht zusammenfiel. Die Knochen waren stark genug, um nicht zu knicken.

Beim zweiten Skelett passierte das gleiche. Wir waren zu Statisten geworden, die außen vor standen. Aber wir griffen auch bewusst nicht ein, denn wir wollten die Tätigkeit nicht stören, die uns an ein Ritual erinnerte.

Beide Skelette saßen jetzt so, dass ihre Knochenfratzen der imaginären Tür zugeschlagen waren, als wäre sie der Eingang zum Paradies der Druiden. Aber von einer Maske war nichts zu sehen. Es war die Frage, ob es sie überhaupt gab.

Das mussten wir abwarten.

Hella Fontaine war mit ihrer Tätigkeit fertig. Auch jetzt sprach sie uns nicht an, sondern zog ihren Mantel aus. Bisher hatte sie ihn immer an behalten. Nun sahen wir zum ersten Mal, was sie darunter trug. Es war kein dicker Pullover, es war auch keine Hose, sondern ein langes, helles, schlichtes Kleid, hochgeschlossen, das uns an ein Gewand erinnerte.

Den Mantel legte Hella quer über einen Sarg, richtete sich auf, drehte sich um - und schaute direkt auf mich, denn ich hatte mich vor sie gestellt.

»Was soll das bedeuten?«, fragte ich leise.

»Geh aus dem Weg. Stör mich nicht!«

Die Worte hätten mir nichts ausgemacht. Es war allein der Klang der Stimme, der mich stutzig werden ließ. Der passte nicht zu ihr. Die ganze Stimme war mir fremd vorgekommen, denn sie hatte mit einem rauen Unterton gesprochen und die Stimme hätte ebenso gut einem Mann gehören können.

Ich trat nicht zur Seite, sondern behielt sie im Blick. Über unserer beider Gesichter huschte dieses Wechselspiel des Fackellichts. Trotzdem erkannte ich den anderen Ausdruck, der sich auf die Züge der Frau gelegt hatte.

Sie sah jetzt hart aus. Oder härter. Entschlossener. Sie hatte die normale Welt vergessen und musste geistig bereits in eine andere eingetaucht sein. Hella Fontaine hatte es geschafft, sich innerlich in eine andere Welt zurückzuziehen.

Somit stand für mich fest, dass sie zwar ein normaler Mensch war, in Wirklichkeit jedoch diesem Leben bereits Goodbye gesagt hatte und nur noch für das andere existierte.

Hella Fontaine war eine Frau, die es tatsächlich geschafft hatte, den Weg nach Aibon zu finden. Das war ungemein selten, denn normalerweise blieb einem Menschen der Weg ins Paradies der Druiden verschlossen. Doch es kam immer wieder zu den berühmten Ausnahmen.

Wie auch hier ...

Sie hob den rechten Arm an und schob mich zur Seite, ohne mich dabei richtig wahrzunehmen. Der Blick ging durch mich hindurch, und auch um Suko kümmerte sich die Frau nicht. Sie ging ihren Weg. Wie sie sich dabei bewegte, sah es aus, als wäre jeder ihrer Schritte genau abgezählt, was Suko und mich schon verwunderte.

»Aber sie weiß genau Bescheid«, flüsterte mir mein Freund zu. »Das ist keine Spielerei oder Täuschung.«

»Stimmt genau.«

Dann erstickte unsere Unterhaltung, denn wir wollten sehen, wie es weiterging. Sie bewegte sich wie auf Wolken. So ging

man nur, wenn man sich selbst in Trance versetzt hatte oder einer unheimlich starken Konzentration verfallen war.

»Das ist ihr Vertrauen auf Guywano!«, kommentierte Suko leise, als Hella stehen geblieben war.

Sie hielt sich jetzt in einer Fluchlinie zwischen den Särgen und dieser eingezeichneten Tür im Mauerwerk auf.

Wir schauten auf ihren Rücken. Ihn verdeckte vom Hals bis zu den Füßen das helle Kleid. Für mich hatte es die Funktion eines Totengewands übernommen. Ich fragte mich, wie weit die Frau gehen würde.

Sehr weit, wie wir schon kurze Zeit später erkannten. Dass das Kleid eine Seitentasche besaß, war uns nicht aufgefallen. Allerdings sahen wir jetzt den Grund, weshalb es diese Tasche gab. Darin war das Messer verborgen gewesen, das sie nun hervorzog.

Im Schein der Fackel bekam die Klinge ein regelrechtes Eigenleben. Sie schien sich zu bewegen und leicht zu tanzen, und jetzt baute sich die Frage auf, was Hella Fontaine mit der Waffe vorhatte.

Dass sie uns angreifen würde, damit war nicht zu rechnen. Das hätte sie schon vorher bequemer haben können. Es musste etwas anderes sein, und wir bekamen es präsentiert.

Beide Arme hob sie in die Höhe und drehte ihre Hände dann in die verschiedenen Richtungen nach innen, so dass sie sich gegenüberstanden.

Die Spitze der Messerklinge zielte genau auf eine Handfläche. Noch bewegten sich die Hände nicht. Einen Moment später ruckte die Rechte vor und sie stoppte auch nicht vor der linken Hand, so dass die Messerspitze in das Fleisch eindrang.

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Ich erwartete einen Laut des Schmerzes zu hören, doch das trat nicht ein.

»Die ist verdammt hart im Nehmen!«, hauchte Suko.

Wie hart sie war, bewies Hella Sekunden später, denn sie hatte das Messer noch nicht aus ihrer Wunde hervorgezogen

und bewegte es jetzt auf das Gelenk zu, um sich so eine Schnittwunde im Fleisch zuzufügen.

Erst jetzt, wo es keinen Gegendruck mehr gab, konnte das Blut frei fließen. Es quoll aus der Wunde und es brauchte sich nicht erst lange zu sammeln, um der Gravitation Folge zu leisten.

Erst rann der rote Saft noch am Gelenk entlang, dann reichte das Gewicht aus, um ihn abfallen zu lassen.

Suko und ich verfolgten den Weg der Tropfen und hörten auch, wie sie auf den Steinboden aufschlugen.

Auch das war nicht normal. Es entstand kein Klatschen, sondern ein Zischen und es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich Qualm in die Höhe gestiegen wäre.

Hella begann zu sprechen. Wieder nicht mit der normalen Stimme, sondern mit der so fremd klingenden. »Mein Blut zu dem der anderen Welt. Mein Lebenssaft soll sich mit der Kraft der Druiden vermischen und das freigeben, was vor langer Zeit schon die Alten gesehen und auch angebetet haben. Mein Blut für die Maske ...«

Sie ließ es weiterhin tropfen und wartete ab, was geschah. Auf dem Boden war es leider zu dunkel, so dass wir nicht wirklich erkannten, was mit dem Blut passierte.

Blieb es liegen? Sickerte es ein? Breitete es sich noch weiter aus, weil es sich in Bewegung befand und von der Kraft der Druiden geleitet wurde.

Es konnte alles so sein und auch alles nicht stimmen. Im Moment mussten die beiden gegensätzlichen Pole erst eine Verbindung finden. Darauf brauchten wir nicht lange zu warten.

Es passierte nicht direkt bei Hella Fontaine, sondern weiter vor ihr. Genau dort, wo sich die Tür befand, die eigentlich keine war. Jetzt schon. Plötzlich hörten wir ein unheimlich klingendes Knarzen und Knarren, das uns durch Mark und Bein schnitt.

Dann passierte das Ungeheuerliche.

Die Tür, die eigentlich keine war - um das noch mal zu betonen - öffnete sich langsam.

Ein langer, sehr heller Lichtschein breitete sich aus. Er strahlte aus dem hervor, was hinter der Tür lag, umfing die starr stehende Hella Fontaine und hörte dort auf, wo sich die beiden Särge befanden, die, ebenso wie die Skelette, auch erfasst wurden.

Suko und ich standen abseits und wussten nicht so recht, wohin wir schauen sollten.

Nach links zur Tür hin oder nach rechts zu den Skeletten?

Suko ließ die Tür nicht aus den Augen. Ich wollte sehen, was mit den Gestalten geschah und hörte ein Geräusch, bei dem sich mein Magen zusammenzog.

Es war ein leises Knirschen und zugleich ein Schaben, denn die alten Knochen, die bisher so starr gewesen waren, bewegten sich. Doch das war nicht alles.

Zugleich wuchs aus dem Nichts etwas hervor. Es war eine grünliche Masse, die sich auf die Knochen legte und zugleich die Lücken zwischen ihnen ausfüllte.

Jetzt war mir klar, was hier ablief.

Man konnte es als umgekehrten Vorgang der Verwesung bezeichnen. Beide Skelette erhielten ihr Fleisch, ihre Haut oder was immer es sein musste, zurück.

Sie mutierten dabei zu Aibon-Monstern aus der Welt des Druidenfürsten Guywano ...

Genau das hatte uns noch gefehlt!

Es war nie gut, an zwei Schauplätzen zugleich zu kämpfen. Deshalb machte ich Suko durch einen Zischlaut auf die neue Situation aufmerksam. Zu erklären brauchte ich ihm nichts.

»Ich kümmere mich darum, John!«

Im Wegdrehen bekam ich mit, wie er seine Peitsche zog, dann war für mich nur noch Hella Fontaine wichtig. Das Messer hatte sie losgelassen. Es lag unbeachtet am Boden. Sie selbst blieb innerhalb des hellen Lichtstrahls stehen, der seinen Ursprung hinter der Tür besaß, wo eine Welt liegen musste, die sich von unserer unterschied. Möglicherweise war es der Weg in das Paradies der Druiden. Aber was genau hinter der Tür lag, war für mich nicht zu sehen.

Es passierte im Moment auch nicht viel. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, bestimmte Laute oder Kampfgeräusche zu hören, weil Suko gegen die Wesen vorging, aber auch aus dieser Richtung war nichts zu vernehmen.

Im Augenblick war die Szene erstarrt. Es gab nichts, was mich zum Eingreifen gefordert hätte. Hella schaute nur nach vorn. Ich ging davon aus, dass sie jenseits der Tür ebenso wenig etwas zu sehen bekam wie ich, weil das helle Licht dort alles überstrahlte.

Und doch gab es eine Veränderung. Die Helligkeit blieb nicht. Das Weiß trat allmählich zurück und schuf einer anderen Farbe Platz, mit der ich schon längst gerechnet hatte.

In Aibon herrschten zwei Farben vor. Dafür war diese Welt bekannt. Das Grün auf der einen Seite. Es stand für das Wachsen, für das Leben, und der anderen Seite gab es die Welt des Guywano, eingehüllt in ein tiefes Braun oder Grau, passend zu dem, was er repräsentierte. Den Verfall und den Niedergang.

Das Licht verlor immer mehr von seiner Intensität. Es wurde jenseits der Tür geschluckt.

Ich hatte den Eindruck, einen bestimmten Nebel zu sehen, der allerdings nicht grün war und mir Hoffnung gab, sondern eher in die Welt des Guywano tendierte.

Vom Boden her stieg dieser fremde Nebel in die Höhe. Er drang auch vor die Tür, er wölkte ins Freie, wobei er nie über den Boden hinwegkroch, sondern sich immer mehr in die Höhe

drückte, aber im Bereich der Tür blieb.

Bisher war immer nur von der Maske gesprochen worden. Ich hatte mir auch keine Vorstellungen machen können wie sie aussah. Nun endlich erlebte ich, dass es sie gab, denn der Nebel, der sie bisher aus bestimmten Gründen verborgen hatte, verflüchtigte sich. Meine Augen weiteten sich, als ich feststellte, dass sie in einer bestimmten Höhe die Tür erreicht hatte.

Sie war innerhalb der Öffnung zu sehen, doch ich konnte nicht feststellen, in welch einer Welt sie sich befand. Sie stand, sie schwebte, sie war einfach präsent, und sie erinnerte mich an einen Aufpasser, der den Eingang zu Aibon unter Kontrolle hielt. Seit die Tür geöffnet worden war, hatten sich die Tatsachen verändert, und Hella Fontaine stand fast am Ziel.

Wahrscheinlich war sie ebenso erstaunt wie ich, endlich die Maske mit den eigenen Augen sehen zu können. Wer genau hinschaute, und genau das tat ich, der hätte sie eigentlich nur als hölzernes Etwas bezeichnen können. Aber das traf nur auf den ersten Blick zu. Der zweite brachte schon mehr Einzelheiten, denn die schwebende Maske zeigte zweierlei. Zum einen ein menschliches Gesicht, zum anderen die Fratze des Dämons, der die eine Hälfte des Druidenlandes beherrschte.

Die Maske war ein Abbild des Guywano. Ich kannte ihn, denn ich hatte gegen ihn gekämpft. Sein Gesicht, sein hässliches Aussehen hatte sich bei mir eingeprägt.

Bleich, knochenfarben, starr und trotzdem mit tiefen Falten versehen. Einfach nur ein Kopf ohne Haare mit Kugelaugen und einem Mund, der wie ein Strich wirkte. Es war nicht die hundertprozentige Ähnlichkeit vorhanden, aber niemand anderem als Guywano konnte diese Maske gehören. Und genau sie hatte Hella Fontaine gesucht.

Ich wunderte mich nur, dass sie noch nicht in Aufregung verfallen war. Jetzt, da sie fast am Ziel war und praktisch nur wenige Schritte nach vorn zu gehen brauchte, um zuzufassen.

Aber sie ging noch nicht. Der Anblick musste sie erschüttert

haben. Auch in den Augen erlebten wir beide eine Veränderung, denn das helle Licht sammelte sich auch dort und strahlte von ihnen ab, so dass es zu einem Netz auseinander fächerte, das über dem anderen Strahl hinwegschwebte und sich unter der Decke verteilte.

Hier unten waren die Feste der Aibon-Jünger gefeiert worden. Hier hatten sie den Weg freimachen können. Hier waren sie zusammengekommen, um den Druiden und deren Geistern nahe zu sein, und von hier waren sie hinein in das Paradies gegangen.

Genau das hatte auch Hella Fontaine vor. Durch ihr Blut hatte sie dafür gesorgt. Es war auf den magisch verseuchten Boden getropft und es war dann auch so etwas wie ein Türöffner geworden.

Es war Zeit vergangen, aber daran dachte ich nicht. Alles lief normal ab und trotzdem langsamer. Ich erlebte die Sekunden in einer starken Intensität und wagte auch nicht, selbst einzugreifen oder etwas zu verhindern.

Schließlich setzte sich Hella Fontaine in Bewegung. Es hatte bei ihr einen kurzen Ruck gegeben. Wie bei einem Auto, bei dem der Zündschlüssel umgedreht worden war. Die Starre war vorbei. Ebenso die Überraschung, denn sie hatte die Maske gesehen und sich auch daran gewöhnt. Für sie zählte nur noch der Besitz. Und wenn sie sie holen wollte, dann durfte sie nicht hier in der Welt bleiben, sondern würde die Schwelle zu Aibon übertreten müssen, um einzutauchen in dieses andere Land, in dem fremde Gesetze herrschten.

Sie drehte sich nicht einmal um. Schritt für Schritt ging sie auf die offene Tür zu. Die Maske blieb, aber selbst ich konnte nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, ob sie nun echt war oder nur eine Projektion. Wenn ich die Größe verglich, dann konnte eher die zweite Möglichkeit zutreffen.

Bisher hatte ich mich außerhalb des Lichtscheins gehalten. Um Hella folgen zu können - und das wollte ich auf jeden Fall

-, musste ich dem Strahl folgen und bis zur Tür gehen.

Ich trat hinein.

Sofort merkte ich das Andere. Es entstand ein Kribbeln auf meinem Körper. Etwas rann über die Haut hinweg, und ich fragte mich, ob man Licht spüren kann.

Was lag hinter der Tür?

War es die Welt des Guywano? Gehörte dieser Teil tatsächlich schon zu Aibon und damit zur Hälfte des brutalen Druidenfürsten? Ich würde die Antwort finden, wenn ich Hella auf den Fersen blieb, und die dachte gar nicht daran, zu stoppen.

Je mehr sie vorging, desto mehr veränderte sich auch das Bild der großen Maske. Sie schrumpfte oberhalb der Tür zusammen. Das Licht verdichtete sich dabei und erst jetzt kam ich zu dem Ergebnis, dass sie eine Projektion war.

Nicht echt. Ein Lockvogel aus Licht, der weiterhin im Licht blieb, sich aber immer mehr zurückzog und abtauchte in die andere Welt hinter der Tür.

Hella hatte mittlerweile die Schwelle erreicht. Sie war weiterhin auf der Lichtbahn geblieben, die ich ebenfalls nicht verlassen hatte. Ich aber wollte noch mal Kontakt mit ihr aufnehmen, bevor sie den endgültigen Schritt wagte.

»Hella ...«

Ich hatte nicht zu laut gerufen, da ich sie nicht erschrecken wollte. An ihrer Reaktion stellte ich fest, dass sie mich sehr wohl gehört hatte, denn sie zuckte kurz zusammen.

»Bitte, Hella ...«

Nach diesen Worten drehte sich die Frau um.- Auch das geschah langsam, als würde jemand sie daran hindern.

Zuerst schaute ich auf ihr Profil, dann blickte ich der Frau ins Gesicht und stellte fest, dass sie sich verändert hatte, denn sie war bleich wie eine Leiche geworden.

Das Gesicht wirkte selbst wie eine Maske, in der die Augen tief in die Höhlen gewandert waren. Sie sah schlecht aus, wie von einer langen Krankheit gezeichnet. Etwas musste sie

erfasst und verändert haben. Der Gruß aus Aibon trug daran die Schuld und die Lippen zitterten leicht, als wäre dieses Beben eine Folge ihrer Angst.

Ich winkte ihr zu. »Bitte, Sie müssen zurückkommen, Hella. Sie müssen es. Die andere Welt ist zu gefährlich.«

Sie hatte mich gehört und auch verstanden, denn sie reagierte. Leider nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte, denn sie schüttelte den Kopf. »Nein, Sinclair, nein. Ich komme nicht zurück. Ich werde in diese Welt hineingehen, denn ich will die Maske haben. Ich kann sie bekommen. Ich brauche sie nur zu holen.«

»Und dann? Was passiert dann?«

Auf einmal konnte sie wieder lächeln. »Dann kehre ich mit ihr zurück. Dann geht auf mich ein Teil dieser großen Kraft eines anderen Reiches über. Wenn ich sie aufsetze, werde ich ihn spüren. Ich spüre in mir die Kräfte eines Dämons. Sie fließen durch meinen Körper, und es wird keine Stelle geben, die sie nicht erreichen. So und nicht anders wird es aussehen, Sinclair.« Sie lächelte, dann senkte sie den Blick und schaute auf die Wunde in der Hand. »Mein Blut hat mir den Weg geebnet. Mein Opfer wurde angenommen. Ich habe es gewusst. Aibon verschließt sich nicht vor mir, und ich werde die Maske bekommen.«

Ich stand vor einer schwierigen Entscheidung. Sollte ich sie mit Gewalt zurückhalten?

Nein, das war nicht mein Ding. Wenn sie wollte, dann sollte sie gehen, und ein bestimmter Teil ihrer Erklärung hatte bei mir zudem Hoffnung hochkeimen lassen.

Hella hatte davon gesprochen, dass sie die Maske holen und damit zurückkehren wollte. Sie hatte also kein Interesse daran in Aibon zu bleiben und das wiederum sah ich als einen großen Vorteil an. Deshalb fiel mir die Entscheidung auch nicht zu schwer.

»Gut, wenn das so ist, dann geh in die Welt hinein und besor-

ge dir die Maske.«

»Ja, Sinclair, ja. Danach werde ich stark sein, sehr stark sogar.«

Ich geriet wieder ins Grübeln. Sollte ich sie gehen lassen oder nicht?

Beide standen wir in diesem blassen Licht. Ich spürte es ebenfalls, aber es war nicht hinderlich für mich. Es war nicht so stark, um mich in seinen Bann zu ziehen, aber die Frau vor mir dachte anders darüber, und sie wollte sich auch nicht länger aufhalten lassen.

Mit einer raschen Drehung fuhr sie herum!

Ich blickte auf ihren Rücken. Die Bewegung war mir so endgültig vorgekommen. Es gab für sie kein Zurück mehr und ausschließlich den Weg nach vorn.

Die Maske war verschwunden! Aufgelöst, wie ausradiert, und so kam ich zu der Überzeugung, dass ihre Existenz nicht echt gewesen war, sondern nur eine Projektion. Man hatte Hella Fontaine gezeigt, was sie in dieser anderen Welt erwartete, und jetzt machte sie sich auf den Weg, während ich zurückblieb.

Ich schaute sehr genau zu, wie sie über die Schwelle trat. Es war ein besonderes Bild, denn mir kam es so vor, als hätte sie den Kontakt mit dem Boden verloren. Sie glitt oder schwebte leicht darüber hinweg. Sie konnte sich auch nicht mehr länger zurückhalten und ich vernahm ihren fast jubelnden Ruf, endlich am Ziel zu sein.

Das Licht blieb, ich ebenfalls, aber ich blieb nicht mehr stehen. Es war nicht sicher, ob ich Aibon überhaupt betreten musste. Wahrscheinlich nicht, wenn alles so lief, wie ich es gehört hatte. Hella war wichtig. Und natürlich die Maske. Sie hatte den Weg gefunden und sie hatte sogar ihre beiden Helfer mitgebracht, über deren Funktion ich mir bisher nicht im Klaren war.

Ich drehte mich auch nicht um, denn bei Suko wusste ich sie unter Kontrolle. Nur hatte ich keine Kampfgeräusche gehört.

Wahrscheinlich lief dort alles glatt.

Und bei Hella ebenfalls!

Sie erlebte keine Störung, als sie die andere Seite betrat. Es war für sie völlig normal, als wäre sie nur mal eben von einem Zimmer in das nächste gegangen.

Ich tat dies nicht, sondern blieb dicht vor der Schwelle der geheimnisvollen Tür stehen und konnte einen Blick nach Aibon werfen.

Es war nicht das Aibon, wie ich es kannte und irgendwie auch mochte, denn so manches Mal hatte ich mich im Paradies der Druiden wohl gefühlt. Hier herrschte das Grauen.

Hella Fontaine war in die Welt des Guywano hineingegangen, um endlich die Maske zu holen. Ich hatte sie als Abbild gesehen und deshalb erkannte ich sie sofort.

Sie war hier auf eine normale Größe geschrumpft. Die Farbe hatte sich nicht verändert. Nach wie vor konnte man sie als leichenblass oder knochenbleich bezeichnen.

Und sie lag wie zum Abholen bereit, auf einem Stein oder einem Altar, um den herum sich Knochen gruppierten. Ob sie von Menschen, Tieren oder irgendwelchen anderen Kreaturen stammten, das fand ich nicht heraus. Für mich war nur klar, dass hier eine Opferstätte ihren Platz gefunden hatte.

Hella, die nach Aibon hineingegangen war, nahm mir die Sicht auf die Maske. Es gab für sie nur dieses eine Ziel, und vor diesem Stein blieb sie noch kurz stehen. Wie jemand, der sich die Dinge noch überlegen wollte.

Ich hatte Zeit und warf einen Blick in dieses fremde Reich hinein. Den Himmel kannte ich. Er sah schmutzig aus. Da fehlte das Grau. Braune Wolken, die mich an einen giftigen Brodem erinnerten, verteilten sich am Himmel und bewegten sich träge. Eine Sonne war nicht zu sehen, aber trotzdem war diese Welt nicht in völlige Dunkelheit gehüllt, denn zwischen den Wolken gab es genügend Lücken, durch die eine fahle Helligkeit ihren Weg fand.

Von dem Druidenfürsten Guywano sah ich nichts. Es erschienen auch keine seiner grässlichen Helfer, um Hella daran zu hindern, die Maske an sich zu nehmen. Sie lag dort auf dem Stein und wirkte wie für sie allein abgelegt.

Sie hatte ihre Nachdenklichkeit endgültig überwunden und umfasste den Gegenstand mit beiden Händen. Nicht nur sie zitterten. Ich bekam mit, dass sie am gesamten Körper bebte, denn das hier war für sie ein sehr wichtiger Moment in ihrem Leben.

Hella hob die Maske an. Sie drückte dann ihre Arme in die Höhe und hielt den Fund schräg von sich gestreckt, aber in Augenhöhe, damit sie ihn anschauen konnte.

Wieder nahm sie mir den Blick auf die Maske, doch ich war sicher, dass ich sie noch früh genug untersuchen und auch zerstören konnte, das zumindest hoffte ich.

Hella drehte sich langsam um.

Der Rückweg stand bevor. Während sie sich drehte, warf sie noch einen Blick in die fremde Welt hinein, als wollte sie von dieser düsteren und unwirklichen Landschaft Abschied nehmen.

Jetzt blickte ich an ihr vorbei und auf die Maske. Sie stellte tatsächlich nur ein Gesicht dar. Es gab keinen Hinterkopf, nur eben die Vorderseite.

Und sie würde passen. Sie war groß genug, um sich den verschiedensten Gesichtsformen anpassen zu können. Ich konnte mir vorstellen, dass sie auch mir passte.

Hella Fontaine kam jetzt auf mich zu. Sie hatte die Maske noch nicht aufgesetzt, aber sie trug sie wie ein wertvolles Kleinod, das sie auf keinen Fall mehr aus den Händen geben wollte. Da sie die Augen nicht geschlossen hielt, las ich darin so etwas wie ein Leuchten und eine Bewunderung für das, was sie erreicht hatte.

Sie ließ sich durch nichts aufhalten. Wäre ich nicht zur Seite getreten, sie hätte mich einfach überlaufen. So aber machte ich

ihr Platz, und zwei Schritte später hatte sie die Schwelle zwischen den verschiedenen Welten wieder erreicht.

Der nächste ...

Sie war bei mir.

Hella ging weiter und dann erlebten wir das, womit ich gerechnet hatte.

Die Verbindung zwischen Aibon und der realen Welt wurde gekappt. Das Licht verschwand. Der Streifen sackte zusammen. Es gab auch keine Öffnung mehr. Die alte Mauer mit der angedeuteten Tür war wieder in die Formation zurückgekehrt. Es war fraglich, ob sich dieses Tor jemals wieder öffnen würde.

Nur noch das Licht der Fackeln geisterte wie zuckende unruhige Geister durch den unterirdischen Raum, in dem wir uns wieder auf der Bühne aufhielten.

Erst jetzt fiel mir ein, dass Suko zurückgeblieben war. Zusammen mit diesen Gestalten, die im Sarg gelegen hatten.

Ich drehte mich zur Seite - und meine Augen wurden groß ...

Suko war zurückgeblieben. Es gefiel ihm zwar nicht, aber einer musste so etwas wie eine Rückendeckung bilden. John war in den Lichtstreifen hineingegangen, der ihm nichts getan hatte. Ebenso wenig wie Hella, die in eine andere Welt hineinschreiten wollte.

Ob John ihr dabei auf den Fersen blieb, das hätte Suko gern gesehen, aber in seiner Nähe spielten sich andere Dinge ab, auf die er sich konzentrieren musste.

Wie ein zurecht geschnittenes bleiches Tuch drang der helle Schein in den unterirdischen Raum hinein und teilte ihn in zwei Hälften. Er berührte nicht nur die Menschen, sondern auch den Sarg, in dem die beiden Skelette lagen.

Dass es kein normales Licht war, wusste Suko. Es war für ihn

so etwas wie eine fremde Energie, die auch in der Lage war, Tote zum Leben zu erwecken. In diesem Fall waren es die Skelette, die sich tatsächlich bewegten. Sie ruckten in den Schultern. Sie schoben sich in die Höhe. Sie reckten ihre Köpfe, damit ihre filigranen Gestalten aus den Särgen steigen konnten.

Das Licht blieb bestehen. Nur in seinem Schein konnten sie sich bewegen und wieder in das zurückverwandeln, was sie einmal gewesen waren. An Suko zeigten sie dabei kein Interesse, und auch er startete deshalb keinen Angriff.

Er war viel zu gespannt. Er fieberte dem endgültigen Zeitpunkt der Verwandlung entgegen. Was ihm da präsentiert wurde, gehörte in das Gebiet der reinen Magie. Das Licht umschmeichelte die Knochenkörper, es machte sie geschmeidig und von den Füßen her begann die Rückverwandlung in die Monstren, die sie mal gewesen waren.

Fleisch drehte sich um die Knochen. Es war grau. Es glänzte. Es war von kleinen Adern durchzogen, die wie ineinandergehende Spinnennetze aussahen. Es gab kein Halten für sie. Stück für Stück arbeiteten sie sich bis zum Kopf hoch.

Suko nahm es hin. Er wartete darauf, dass er angegriffen wurde. Die Dämonenpeitsche hielt er schlagbereit in der rechten Hand, aber die beiden Skelette, die nun keine mehr waren, dachten gar nicht an einen Angriff. Sie waren einzig und allein damit beschäftigt, so zu werden wie sie mal gewesen waren.

Das graue Fleisch fiel zwar nicht ab, aber es erhielt als Schutz eine Haut. Auch sie entstand wie aus dem Nichts. Sie wuchs in die Höhe, sie glitt über die mit Fleisch bedeckten Hüften hinweg, dann über die Brustkörbe, und sie erreichte schließlich die Köpfe, die als letzte die Verwandlung erlebten.

Suko stockte der Atem, als er sah, was aus den hässlichen Knochenschädeln wurde.

Gesichter?

Nein, auf keinen Fall. Man konnte sie auch nicht zu den menschlichen zählen, denn hier entstanden Monster mit Köpfen wie Echsen und langen Schnauzen. Augen die hervorstachen und oben auflagen. Ohren, deren Spitzen nach oben gerichtet waren, um jeden Laut hören zu können. Verkleinerte Krokodilschnauzen auf menschlichen Körpern. So etwas kam nur auf der grausamen Seite Aibons vor und sonst nicht. Ab und zu erschienen die Gestalten mal im Paradies der Druiden, um sich Beute zu holen, die sie mit ihren mörderischen Gebissen - bestückt mit scharfen Zähnen - zermalmtten.

Als Suko diese Wesen sah, konnte er sich nicht mehr vorstellen, dass es mal Skelette gewesen waren.

Schuppentiere. Grünliche Haut. Aufrecht stehende Reptilien mit kurzen Armen, an denen die Hände als Krallen mit gekrümmten, sehr langen und dunklen Nägeln saßen. Stämmige Beine mit breiten Füßen, an denen ebenfalls Krallen saßen.

Keine Schwänze. Sie hielten das Gleichgewicht auch ohne sie, aber Augen, die aus dem Kopf hervorstachen wie die Gucklöcher von Sehrohren.

Suko hatte die Verwandlung hingenommen. Es brachte ihn nicht weiter, wenn er sich Gedanken darüber machte. Die Gesetze einer anderen Welt waren mit rüber genommen worden, und alles andere interessierte nicht mehr. Fragen mussten zurückgestellt werden, denn vielleicht war es möglich, später eine Antwort zu bekommen.

Von einem Augenblick zum anderen verschwand der helle Lichtstreifen. Es wurde nicht dunkel, doch nun gaben nur die Fackeln ihren unruhigen Schein ab. Dieses Licht passte einfach besser zu dieser irrealen Umgebung, in der das Grauen Gestalt angenommen hatte.

Er trat etwas außer Reichweite der beiden Monstren zurück, die aus ihren Särgen kletterten, aber neben ihnen stehen blieben, als wollten sie sie bewachen.

Die Köpfe mit den Schnauzen waren nach vorn gerichtet,

denn dort hatte sich etwas verändert.

Es gab kein Tor mehr nach Aibon hin. Die Mauer war geschlossen. Keine magische Brücke, aber dafür gab es Hella Fontaine, die wieder den Weg von Aibon aus in die normale Welt gefunden hatte und fast in John Sinclairs Reichweite stand.

Sie sah nicht anders aus als sonst, aber es war trotzdem etwas mit ihr geschehen.

Zwischen ihren Händen hielt sie den Gegenstand fest, den sie aus Aibon mitgebracht hatte.

Es war die Maske!

Da war es wieder. Dieses Schweigen, diese Bedrückung, die auf uns lastete. Ich hatte Suko gesehen und festgestellt, dass es ihm gut ging, aber ich sah auch die Wesen, die neben ihren Särgen standen und nun keine Skelette mehr waren. Das magische Licht hatte sie wieder zurück in ihre alte Existenz geholt, und bestimmt waren sie jetzt bereit, die früheren Aufgaben zu übernehmen.

»Es ist nichts passiert, John ...«

»Wunderbar. Hier auch nicht. Abgesehen davon, dass Hella die Maske besitzt.«

Ich hatte die Frau nicht direkt angesprochen, aber sie sah das anders. Ein scharfes Lachen drang mir entgegen. Dann nickte sie und flüsterte: »Ja, ich habe die Maske. Ich habe sie endlich geholt. All die Suche, all die Mühen haben ein Ende gefunden. Jetzt bin ich reich, aber reich nicht im Sinne von Geld.«

»Und was ist mit den beiden Skeletten? Warum hast du sie mitgeschleppt? Wer sind sie?«

»Fundstücke ...«

Darauf konnte ich nur lachen. »Du willst sie tatsächlich gefunden haben, Hella?«

»Nein«, flüsterte sie, »nein, das habe ich nicht. Ich habe sie nicht zufällig gefunden. Ich musste nach ihnen suchen, und ich war gut. Sie waren an einem bestimmten Ort versteckt. Vergraben auf einem Friedhof, der zu einer alten Kirche gehört. Sie waren ein Rest aus der Zeit, als es für bestimmte Menschen noch leichter war, Aibon zu erreichen. Und sie haben sich immer in der Nähe der Maske befunden, bis ein Verräter aus dem Kreis der Druiden erschien, die beiden tötete, sie verscharre und die Maske an sich nahm. Er wollte allein den Weg nach Aibon finden, und er hat ihn auch gefunden, als er die Maske des Götzen Guywano aufsetzte. Aber sie hat ihm kein Glück gebracht, denn er wurde in die Welt geholt und ist jämmerlich vernichtet worden. Die Maske blieb dort, und auch die beiden Wächter blieben in der Erde begraben. Nur wer sie fand und ausgrub, der erhielt auch die Chance, an die Maske zu gelangen und sie in seinen Besitz zu bringen. Man bekommt sie nur mit ihnen als Doppelpack. Das habe ich geschafft.«

»Du bist sehr gut informiert, Hella«, gab ich zu.

»Ja!«, stimmte sie mir zu und ließ ihre Blicke über die Aibon-Maske gleiten, »das musste ich auch sein, um einen Erfolg zu erreichen. Ich habe lange geforscht und gelesen. Ich habe mich wahnsinnig angestrengt. Ich habe mich umgehört und es war auch für mich sehr schwierig, eine Spur der Maske zu finden, obwohl ich mich auf diesem Gebiet auskenne. Aber ich habe nicht nachgegeben und schließlich hatte meine Suche Erfolg. Jetzt besitze ich sie, und auch die beiden Leibwächter stehen ihr wieder zur Verfügung.«

Ich hatte alles verstanden. Allmählich sah ich auch klar. Für mich stand fest, dass die Maske auf die beiden Aufpasser angewiesen war. Ohne sie lief praktisch nichts. So war es schon in der uralten Zeit gewesen, und so hatte es sich bis in die Neuzeit hinüber gerettet. Was in der dämonischen Welt mal zu einem Dogma geworden war, das konnte so leicht nicht rückgängig gemacht werden.

Freiwillig würde Hella Fontaine die Maske nicht abgeben. Um dies zu wissen, dazu brauchte ich nur einen Blick in Hellas Gesicht zu werfen. Es zeigte einen Ausdruck, der mir sagte, dass sie entschlossen war, über Leichen zu gehen, wenn es sein musste. Und die ersten Leichen würden wahrscheinlich wir sein, denn Zeugen konnte sie nicht gebrauchen.

»Und jetzt hast du ein Problem«, erklärte ich locker.

»Welches?«

»Das sind wir!«

Sie legte den Kopf zurück und lachte gegen die Decke, auf der das Flackerlicht der Fackeln ein Muster hinterlassen hatte. Als das Lachen stoppte, schüttelte sie sofort den Kopf. »Nein, das ist nicht mein Problem. Das Schicksal hat uns zusammengeführt. Ich weiß mittlerweile, dass ihr etwas Besonderes seid und euch verdammt gut auskennt. Ich würde euch auch niemals auf meine Seite ziehen können. Menschen wie euch kenne ich. Die haben ihre Prinzipien, aber ich werde einen Teufel tun und dieses wahnsinnige Erbe abgeben, denn die Maske öffnet mir das Tor in andere Welten. In ihr steckt eine ungeheure Macht. Wenn ich sie aufsetze, verschwindet die Welt um mich herum. Dann ist es mir erlaubt, einen Blick in andere Welten zu werfen. Dann kann ich Aibon endlich begreifen und kann auf seine Bewohner zurückgreifen, um mehr zu lernen als ein Mensch je lernen kann. Das ist das große Wunder, und ich lasse es mir von keinem Menschen nehmen. Ist das klar?«

»Verstanden!«

»Dann müsst ihr auch begreifen, dass ich euch nicht so ohne weiteres weglassen kann.«

»Heißt das, dass wir sterben sollen?«

»Ja, keine Zeugen. Dafür sorge ich.«

Hella Fontaine war jetzt in ihrem Element. »Ich habe bereits dafür gesorgt, dass es keine gibt. Jean Blainaut ist ebenso tot wie der Mann, der die beiden Särge für mich gebaut hat. Die Spuren sind verloschen, und ich werde auch die letzten beiden

vernichten.«

»Durch die Monstren?«

»Ja, denn sie haben wieder ihre alte Funktion zurückerhalten.« Eine kurze Bewegung folgte. Plötzlich verschwand ihr Gesicht hinter der Maske, und dann hörten wir beide einen schrillen Laut.

Das war kein normal gesprochener Befehl, aber der Laut war trotzdem verstanden worden.

Die Echsenwesen bereiteten sich auf den Angriff vor, und ich rief nur ein Wort, während ich zugleich meine Beretta hervorholte.

»Suko!«

Suko hatte sich die ganze Zeit über nicht eingemischt und im Hintergrund gewartet, ohne die Monstren aus den Augen zu lassen. Er wusste, dass seine Zeit noch kommen würde, und da hatte er sich nicht geirrt. Das eine Wort reichte aus, um ihn aus seiner Starre zu wecken.

Er brauchte die Peitsche nicht erst zu ziehen und den Kreis zu schlagen. Suko war kampfbereit und wartete nur darauf, von einem der Monster attackiert zu werden.

Ein kurzer Sprung nur reichte dem Wesen aus. Suko sah, wie es vor ihm hochwuchs. Er musste sich auch davor hüten, mit den messerscharfen Krallen in Berührung zu kommen, aber er gehörte zu den Menschen, die verdammt schnell reagieren.

Ein Schritt zurück, eine Drehung zur Seite, und er konnte der Attacke entwischen.

Zugleich schleuderte er seine rechte Hand mit der Peitsche nach vorn. Es sah alles so lässig aus, aber es war verdammt gekonnt und Suko traf auch.

Die Dämonenpeitsche war eine mächtige Waffe, aus der Haut eines Dämons hergestellt, um gegen Dämonen eingesetzt zu

werden. Suko hatte noch nie erlebt, dass sie zweiter Sieger geblieben war. Darauf baute er auch hier.

Das Untier sprang in den Schlag hinein. Die Riemen waren nicht zusammengeblieben. Im Flug hatten sie sich gespreizt wie Finger, wobei einer in die Höhe stieg und die widerliche Schnauze dieses magischen Reptils erwischte.

Suko ging sicherheitshalber noch mehr zurück, denn auch ein verletzter Gegner konnte sich noch zu einem Todfeind entwickeln. Er hörte einen röhrenden Schrei. Er sah, wie das Monstrum den Kopf nach hinten riss und seinen Angriff stoppte. Es schien von einem Augenblick zum anderen die Kraft verloren zu haben, denn es war auch am rechten Oberschenkel erwischt worden, und seinen Fuß, der eigentlich auf dem Boden Halt gesucht hatte, wurde zur Seite gerissen, so dass es die Balance verlor und stürzte.

Schüsse peitschten auf.

Suko fuhr herum.

Er sah, wie das zweite Monstrum seinen Freund John Sinclair angriff. Es war noch von ihm entfernt, und die Distanz konnte als perfekte Schussentfernung angesehen werden.

Zwei Mal hatte der Geisterjäger geschossen. Beide Kugeln hieben in den schuppigen Körper des magischen Reptils, das reagierte, als hätte es Faustschläge erhalten.

Es stoppte, schwankte. Es sah aus, als würde es im nächsten Moment zu Boden stürzen. Ein wahnsinniges Gebrüll wehte aus seiner Schnauze, aber die Kugeln reichten nicht aus, um seine Angriffswut zu stoppen und so jagte es weiterhin direkt auf John Sinclair zu, um ihn mit seinen Reißzähnen zu zerfetzen...

Irren ist menschlich!

Manchmal kann es auch tödlich sein, und in diese Situation

wollte ich nicht hineingeraten. Ich hatte mich zwar nicht darauf verlassen, dass die beiden geweihten Silbergeschosse das Monstrum stoppten, aber ich rechnete schon mit einer Unterbrechung des Angriffs.

Genau die erfolgte so gut wie nicht. Oder war einfach nur zu kurz, denn das Aibon-Reptil sprang nach einem kurzen Stocken in kurzen Sätzen weiterhin auf mich zu.

Die Waffe konnte ich wegwerfen. Das Kreuz brachte auch nichts, und mit bloßen Händen hatte ich erst recht keine Chance.

Es gab noch eine andere Möglichkeit und die nahm ich blitzschnell wahr. Den sprunghaften Gedanken setzte ich augenblicklich in die Tat um, denn mit einem blitzschnellen Griff hatte ich mir Hella Fontaine geschnappt, die günstig in meiner Nähe stand.

Ich hörte sie protestieren, aber sie kam nicht dazu, sich zu wehren, denn ich schleuderte sie dem Angreifer entgegen, der nicht mehr ausweichen konnte.

Beide prallten zusammen!

Hella Fontaine schrie auf. Sie war ein Mensch, sie empfand Schmerzen, und sie hielt die Maske nicht mehr vor ihrem Gesicht. Da hatten die Krallen freie Bahn.

Als das Monstrum sie aus dem Weg räumte und zu Boden schleuderte, malten sich in ihrem Gesicht rote Streifen ab, denn dort war sie von den Krallen getroffen worden.

Sie rollte sich herum. Sie schrie, sie fluchte. All das störte diesen Unhold nicht, der wieder vorsprang, um mich zu erwischen.

Ich stand nicht mehr an der gleichen Stelle, und in der Luft konnte sich das Monster nicht herumdrehen. So sprang es ins Leere hinein und rutschte auf dem feuchten Boden noch aus, - wobei es nach vorn auf die Wand mit der Tür zuglitt.

Dann stieß mich jemand aus dem Weg. Es war Suko, der an mir vorbei eilte.

»Lass mal, das mach ich!«

Wie ein Phantom huschte er an mir vorbei. Seinen rechten Arm hatte er angehoben. Die Peitsche wuchs aus der rechten Hand hervor, und Suko brauchte nur die richtige Entfernung zu erreichen, um zuschlagen zu können.

Er tat es genau im richtigen Augenblick!

Drei Riemen klatschten gegen den Rücken der flüchtenden Gestalt. Sie hatte sich in diesem Augenblick wieder fangen können, stand auch, drehte sich herum, aber die Kraft, um auf den Beinen zu bleiben, fehlte ihr. Wir schauten zu, wie sie allmählich zusammensackte. Dabei kam die Bestie noch auf mich zu. Sie hatte ihr Maul weit geöffnet, und zum ersten Mal warf ich einen Blick in den Rachen hinein und auch vorbei an den mit Zähnen bedeckten Kiefern.

Wer dazwischen geriet, der hatte nicht die Spur einer Chance. Die Bestie schrie, sie kam nicht mehr weiter, sie brach noch vor mir zusammen, und als sie den Boden erreichte, da sah ich, wie sich die neue alte Haut allmählich auflöste.

Der Helfer zerfiel. Er würde wieder zu dem werden, was er einmal gewesen war und als was wir ihn kennen gelernt hatten. Einfach nur zu einem Skelett.

Vielleicht aber auch zerfallen zu Staub oder zu einer feuchten Masse.

Ich drehte mich wieder um, weil ich nach der zweiten Bestie schauen wollte.

Auch die hatte Suko geschafft. Sie hockte am Boden, hatte sich dabei zur Seite gelegt und mit einer Pranke aufgestützt. Die neue Haut und auch das Fleisch waren zu einer zähen teerartigen Masse geworden, die an den bereits sichtbar gewordenen Knochen nach unten rann und sich auf dem feuchtkalten Boden verteilte.

Vorbei! Aus der Traum für zwei grässliche Monster aus der Welt des Druidenfürsten Guywano.

Aber nicht für Hella Fontaine.

Sie lebte noch, nur sah ich sie nicht.

Suko bemerkte meinen suchenden Blick und deutete mit dem rechten Arm in eine Ecke, in die sich Hella verkrochen hatte. Sie saß dort und drückte den Rücken gegen die Wand.

Über ihr klemmte die Fackel fest. Sie schleuderte ihr Licht in zuckenden Intervallen nach unten, vermischt Helligkeit mit Schwärze, aber es war hell genug, so dass ich die Frau genauer erkennen konnte.

Ich sah ihr Gesicht und ich sah die vier blutigen Streifen, die die Krallen des Monsters hinterlassen hatten. Die Hände, die noch immer die Maske festhielten, hatte sie gesenkt und in ihren Schoß gelegt, während aus dem offenen Mund leise und jammernde Laute drangen.

Ich wandte mich an Suko. »Was ist mit ihr?«

»Keine Ahnung. Wir sollten sie fragen.«

»Okay.«

Gemeinsam gingen wir auf Hella Fontaine zu.

Ob sie uns gesehen hatte, wusste keiner von uns. Sie hatte die Haltung ihres Kopfes nicht verändert, hielt den Blick gesenkt und starrte einfach nur ins Leere. Die Beine hatte sie angewinkelt. Die Aibonmaske zitterte zwischen ihren Händen.

Ich hätte gern gewusst, was sie jetzt dachte. Da sie es uns nicht sagte, konnte ich nur raten. Wahrscheinlich war ihr klar geworden, dass sie trotz allem verloren hatte. Die beiden Aufpasser gab es nicht mehr, die vielen Mühen waren umsonst gewesen und ob die Funktion der Maske noch immer das brachte, was sich Hella wünschte, war fraglich. Es konnte auch sein, dass sie ihre magische Kraft verloren hatte.

Ich blickte noch einmal zurück auf die Wand, die mal ein Tor gewesen war.

Sie blieb geschlossen, und es war fraglich, ob sie sich jemals

wieder öffnen würde.

Das Jammern der Frau blieb, aber es war leiser geworden. Hella musste gemerkt haben, dass jemand vor ihr stand, und nur sehr langsam machte sie sich damit vertraut.

Sie drehte den Kopf etwas. Sie hob den Blick, schaute von unten nach oben und sah uns.

Aus den länglichen Wunden in ihrem Gesicht war auch das Blut geflossen und hatte sie gezeichnet. Es klebte um den Mund herum, dessen Lippen geschlossen waren.

»Ich denke, dass es jetzt aus ist, Hella«, sagte ich mit leiser Stimme. »Es gibt die beiden Beschützer deiner Maske nicht mehr. Sie waren keine Menschen, sondern Monster, die töten, und deshalb mussten auch sie vernichtet werden.«

Hella Fontaine hatte mich gehört und auch verstanden, aber sie gab keine Antwort.

»Steh auf!«

»Nein, nein ...« Sie schüttelte heftig den Kopf.

»Bitte, Hella. Mach es dir selbst leicht. Du weißt selbst, was du getan hast. Du hast zwei Menschen getötet. Du bist eine Doppelmörderin. Das musst du begreifen. Wir sind Polizisten. Wir müssen dich vor Gericht bringen, und wir werden auch als Zeugen aussagen. Dann wirst du vielleicht recht milde Richter finden. Es ist besser, wenn du dich wieder in die normale Welt hinein begibst und dich nicht in irgendwelchen Träumen verlierst, die sich für dich nicht erfüllen lassen.«

Sie sagte nichts, aber sie überlegte. Eine so gute Schauspielerin war sie nicht, als dass sie dies hätte spielen können.

Ich ahnte, wie schwer ihr eine Entscheidung fiel, und deshalb ließ ich ihr Zeit.

»Ich hole mal ihren Mantel«, sagte Suko.

»Okay, tu das.«

Er ging weg, aber ich blieb vor Hella stehen. Sie kämpfte noch mit sich. So etwas wie ein Schüttelfrost durchlief sie. Die Maske, die sie festhielt war durch das Blut an ihrer Innenhand

verschmiert worden. Wenn sie Luft holte und dann ausatmete, war es deutlich zu hören. Sie schaute immer wieder zur Seite, um zu sehen, ob es wohl eine Chance gab, aber die gab es nicht.

Suko kehrte mit dem Mantel zurück. Er hielt ihn so, dass Hella hineinschlüpfen konnte.

»Bitte, steh jetzt auf!«

Sie verdrehte die Augen, warf mir noch einen Blick zu und deutete ein Nicken an. Danach bewegte sie sich, aber ihre Bewegungen waren sehr schwerfällig und glichen denen einer alten Frau.

Nur die Maske hielt sie fest. Sie schien mit ihrer Hand festgewachsen zu sein.

Ein letzter Ruck, und sie stand!

Als Suko ihr in den Mantel helfen wollte, schüttelte sie den Kopf. »Nein, noch nicht. Ich habe euch noch etwas zu sagen.«

»Bitte, wir hören!«

»Es gibt mich noch«, erklärte sie uns mit zischender Stimme. »Es wird mich auch weiterhin geben. Ihr habt es nicht geschafft, mich zu vernichten. So weit ist es nicht gekommen und ...«

»Moment«, fiel ich ihr ins Wort. »Kannst du dir vorstellen, dass wir das gar nicht gewollt haben? Du solltest nicht vernichtet oder getötet werden. Das ist einfach der blanke Unsinn. Du bist ein Mensch, Hella und kein Dämon oder eine Person, in deren Adern schwarzmagisches Blut fließt. Du bist nur jemand, der in seinem Wahn einen falschen Weg eingeschlagen hat und nun dafür zahlen muss. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Für euch bin ich eine Doppelmörderin.«

»Auch«, sagte Suko.

»Aber ich will nicht vor Gericht.«

»Tut mir Leid, so sind die Gesetze.« Er trat näher, um ihr in den Mantel zu helfen.

Eine Hand war durch die Maske besetzt, und als ich ihr die

Linke entgegenstreckte, da gab sie mir das Ding.

Zum ersten Mal hielt ich die Aibon-Maske in der Hand und wunderte mich darüber, wie leicht sie war. Als wäre sie aus Rinde gefertigt worden und nicht aus Holz.

Suko sorgte dafür, dass sie den Mantel anzog. Sie ruckte in den Schultern, benötigte mehr Platz, ich trat zurück und sah die Bewegung der rechten Hand.

Dann ging alles blitzschnell, und wir wurden von dieser Handlung überrascht.

Für einen Moment nur war die Hand in der Manteltasche verschwunden, aber eine Sekunde später lag sie wieder frei.

Diesmal war sie nicht leer.

Wir schauten plötzlich in die Mündung einer Pistole und hörten ihre schreiende Stimme.

»Die Maske! Her mit der Maske!«

Reingelegt. Wir waren dumm gewesen. Hatten ihr zu sehr vertraut. Wer sein Ziel allerdings so konsequent verfolgt, der behält bis zuletzt einen Trumpf in der Hand.

Ihr geschriener Befehl verklang. Bevor wieder Stille eintrat, übernahm ich das Wort. »Bitte, Hella, das hat doch keinen Sinn. Die Maske bringt nichts mehr. Begreif das doch!«

»Ich will sie haben. Oder glaubst du, dass es mir etwas ausmacht, wenn ich dir eine Kugel in den Kopf schieße? Nur du darfst dich bewegen. Nicht er!«

»Alles klar«, sagte Suko, der die Hände etwas angehoben hatte und sich auch nicht traute, nach seinem Stab zu greifen, denn Hella stand unter Strom. Jede falsche Bewegung konnte meinen Tod bedeuten, denn auf mich war die Mündung gerichtet.

»Und jetzt, Sinclair, wirst du ganz langsam und vorsichtig deinen Arm ausstrecken. Denk nicht, dass ich nicht mit einer

Waffe umgehen kann. Das habe ich zwei Mal bewiesen.«

»Ist mir schon klar.«

Ich gehorchte, aber ich wusste auch, dass unsere Chancen nicht am Nullpunkt lagen. Was sie mit der Maske vorhatte, wussten wir nicht. Wahrscheinlich würde sie sie aufsetzen und dann schießen.

Es konnte auch anders kommen.

Hella hielt die Maske fest. Dafür hatte sie gekämpft bis zum Letzten. Jetzt wollte sie das verdammte Aibon-Erbe nie mehr abgeben.

Ein scharfes Grinsen huschte über ihr blutiges Gesicht. Sie hielt mich unter Kontrolle, aber sie würde abgelenkt werden, wenn sie die Maske aufsetzte. Das konnte uns dann eine Chance eröffnen, das Ding hier zu drehen.

Die langsam Bewegungen stoppten. Jetzt ging es einzig und allein um die Maske.

Und wieder reagierte sie schnell.

Plötzlich klemmte sie vor ihrem Gesicht. Ob sie ihre Sicht beeinflusste, war mir nicht klar, für mich zählte einzig und allein die verdammte Pistolenmündung.

Ich ließ mich fallen.

Gleichzeitig bewegte sich Suko zur Seite. Er schob auch den Arm unter seine Kleidung, kam jedoch nicht so schnell an den Stab heran. Die dicke Jacke behinderte ihn.

Beide brauchten wir nicht mehr einzugreifen, denn das erledigte die Aibon-Maske für uns auf verflucht grausame Art und Weise ...

Ein Schrei und zugleich war das Feuer da!

Es schoss nicht als rächende Flamme von der Decke herab, sondern war innerhalb der Maske aufgeflammt und dabei flach innen gedrungen, gegen das Gesicht der Frau.

Was sich in den folgenden Sekunden abspielte, war einfach nur grauenhaft. Wir konnten Hella auch nicht mehr helfen. Sie stolperte nach vorn, zwischen uns hindurch, und sie dachte nicht mehr daran, abzudrücken. Die Frau konnte überhaupt an nichts mehr denken. Vielleicht noch an ihre Schmerzen, die schlimm sein mussten und sie rasend machten, denn sie schaute nicht mehr, wohin sie lief. Sie rannte einfach nur weg, immer nach vorn und prallte gegen die Mauer.

Wir hörten dieses Geräusch, drehten uns um und kamen gerade zurecht, um zu sehen, wie sie zusammenbrach. Da gab es nichts mehr, was sie noch auf den Beinen hielt.

Sie fiel nach hinten, landete auf dem Rücken und drehte sich dann zur Seite.

Durch diese Bewegung hätte die Maske eigentlich abfallen müssen. Leider passierte das nicht. Im Licht unserer Lampen sahen wir so verdammt genau, was mit ihr passiert war.

Die Maske konnte nicht mehr fallen. Sie war praktisch eins mit dem Gesicht geworden und hatte es verbrannt. Maske und Gesicht waren zu einem schwarzen und zugleich blutigen Klumpen geworden, der den Namen Kopf oder Gesicht nicht mehr verdiente.

Trotzdem bückte ich mich und suchte nach einem Lebenszeichen. Es gab keines mehr.

Als ich mich aufrichtete, sah ich Suko, der in der Nähe stand und hilflos seine Schultern anhob.

Ich wusste, worüber er nachdachte, denn mir erging es ähnlich. Ich schüttelte den Kopf und sagte mit leiser Stimme: »Manchmal möchte man alles hinschmeißen.«

»Sie hat es nicht anders gewollt, John.«

»Möglich. Meinst du, dass sie gewusst hat, was passiert, wenn sie die Maske aufsetzt?«

»Das glaube ich nicht. Sie hat noch immer auf die Kraft der Druiden gebaut. Vor ein Gericht wollte sie nicht.«

»Klar, du hast Recht. Manchmal kann irren wirklich den Tod

bedeuten. Besonders dann, wenn man auf die Versprechungen finsterer Mächte setzt.«

»Erzähle das mal den Richtigen.«

»Ich weiß, Sukko. Keiner würde uns glauben. Jeder muss seine Erfahrungen selbst machen. Auch dann, wenn sie mit dem Tod enden. Das ist leider nun mal so ...«

ENDE